Das Ostpreußenblatt

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen

Jahrgang 14 / Folge 1 — Hamburg 13, Parkallee 86 / 5. Januar 1963 — 3 J 5524 C

Jedem das Seine …

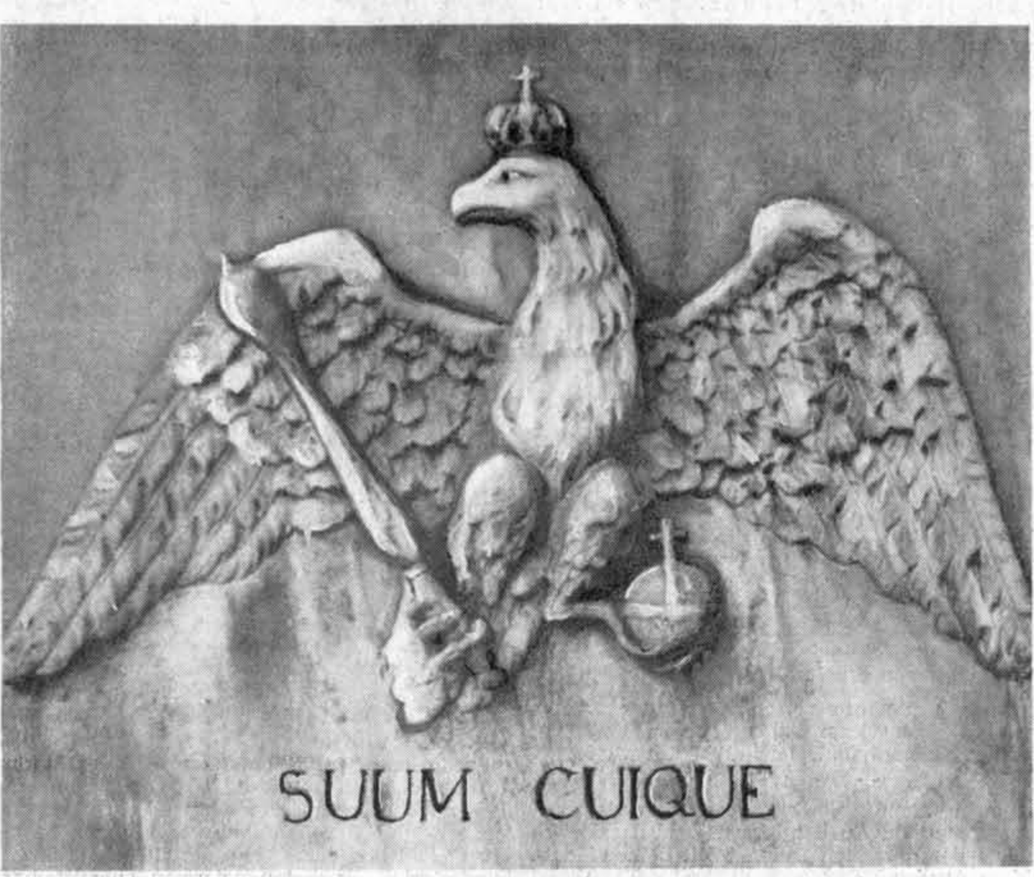
EK. Vor der Schadowmauer gegenüber dem Ostflügel unseres Königsberger Schlosses stand das Denkmal des ersten preußischen Königs, Friedrichs I. An seinem Sockel sah man das Relief mit dem gekrönten Adler des jungen Königreiches und seinem Wahlspruch „Suum cuique". Wir zeigen es auf dieser Seite. Viele ältere Ostpreußen, vor allem die Königsberger, werden sich des Denkmals und seiner Devise erinnern. Der größte preußische Barockbaumeister und Bildhauer, der geniale Andreas Schlüter (ein Ostdeutscher, wahrscheinlich aus Danzig) hatte es geschaffen. Es liegt wohl ein tiefer Sinn darin, daß ein anderer unvergessener preußischer Künstler, nämlich Schadow, ein Jahrhundert später mit der Mauer einen würdigen Rahmen schuf. Wer von Schlüter spricht, wird immer an das herrliche Denkmal des Großen Kurfürsten denken, das heute beim Charlottenburger Schloß steht. Er wird sich auch der Kriegermasken vom Berliner Zeughaus erinnern und nicht vergessen, daß dieser begnadete Mann einige der schönsten Teile des Berliner Königsschlosses geschaffen hat. Das Friedrichsdenkmal sollte ursprünglich im Hof des Berliner Zeughauses, später dann auf den Giebel des Invalidenhauses der preußischen Könige stehen. Alle diese Lösungen wurden als unbefriedigend empfunden. Erst als sich hundert Jahre nach der Krönung Friedrichs König Friedrich Wilhelm III. entschloß, das Denkmal des ersten preußischen Monarchen den Ständen Ostpreußens zur immerwährenden Erinnerung zu schenken, war die richtige Lösung gefunden.

*

„Suum cuique" heißt auf deutsch: „Jedem das Seine." Neben so manchem anspruchsvollem historischem Wahlspruch anderer Kaiser und Könige und neuer Republiken wirkt es sehr menschlich und sehr schlicht. Gerade darum mag es viele stolze Devisen überlebt haben, die heute fast vergessen sind. Unter das Wort „Jedem das Seine" ist nicht nur der werdende preußische Staat, sondern auch jener am 17. Dezember 1701 in Königsberg gestiftete höchste Orden vom Schwarzen Adler gestellt worden. Er war den bedeutendsten und pflichtgetreuesten Dienern des Landes zugedacht. Friedrich der Große trug nur ihn auf seiner schlichten Uniform, und er gehört mit zum Bilde dieses großen Herrschers. Es ist nicht unsere Absicht, hier bei historischen Erinnerungen zu verweilen, wir halten aber einen solchen Rückblick für wichtig, um den Weg vom Gestern zum Heute und Morgen klar zu umreißen. Wenn man 1947 versuchte, durch ein Dekret der damaligen Besatzungsmächte den Namen und die große Tradition unseres Preußen nicht nur zu verleumden, sondern auch für alle Zeiten auszulöschen, so wissen wir zu Beginn des Jahres 1963, daß dieser Anschlag mißlungen ist. Gewiß, es gibt heute keinen preußischen Staat, aber in den Menschen, die preußischer Art sind und bleiben, die einst mit Stolz diesem Staat angehörten, lebt das Erbe und Vermächtnis kräftig fort. Und auch viele Nichtpreußen haben längst erkannt, daß ein neues Deutschland nur werden und wachsen kann, wenn seine Bürger sich vom Geiste preußischer Sauberkeit, Pflichttreue, Geradheit und religiöser Toleranz leiten lassen. Wir werden nur dann in der Welt und vor der Welt etwas sein und bleiben, wenn eben der Wappenspruch Preußens „Jedem das Seine" beherzigt und vorgelebt wird!

Was bedeutet er denn, zuerst einmal auf den eigentlichen deutschen Bereich gesehen? Da denken wir zunächst an soziale Gerechtigkeit für alle, an den Schutz für die Armen und Bedrängten, die hart vom Kriegsschicksal Betroffenen. Was einst mit Bauernbefreiung, Städtereform, Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetz in Pflichten und Rechten, mit dem großen sozialen Werk Bismarcks und den vielen anderen Gesetzen dieser Art begonnen wurde, muß zügig fortgesetzt werden. Wenn vor Jahrzehnten anerkannt wurde, daß Preußen und Deutschland die besten sozialen Gesetze der Welt hätten — auch von Leuten, die mit Kritik an uns sonst nicht sparten! — so muß das heute und morgen Ansporn und Verpflichtung sein. Wo das Gefühl für gemeinsame Verantwortung gegenüber dem großen Ganzen in Tagen des materialistischen und egoistischen Denkens einschlummerte, muß es sofort zu neuem Leben kraftvoll geweckt werden.

Die besten Preußen haben jederzeit im selbstlosen Dienst an Volk und Vaterland ihre höchste Ehre gesehen. Mit oft geringsten verfügbaren Mitteln haben sie zäh und unbeirrbar Erstaunliches geschaffen. Ein Land, das mit irdischen Gütern und mit besonderen Bodenschätzen sicher nicht überreich gesegnet war, stellte ein großes Beispiel auf. Hier herrschte ein Geist, der sich auch in den schlimmsten Zeiten wunderbar bewährt hat. In diesen so kritischen Zeiten sollten wir immer daran denken, daß auch unsere Väter und Mütter in Gefahren leben mußten, daß ihnen nichts geschenkt worden ist. Wir sind keine Weltmacht und wollen es nicht sein. Wer aber könnte übersehen, daß das deutsche Volk schon wieder einen recht beträchtlichen politischen Faktor darstellt, den keine große Macht der Erde übersehen kann. Unsere



deutschen Schicksalsfragen gehören ohne Zweifel zu den schlechthin entscheidenden überhaupt. Ohne eine Wiedergutmachung des Unrechts, das an uns begangen wurde, ohne eine wirkliche Wiedervereinigung der ganzen deutschen Nation ist eine Neuordnung, ist ein dauerhafter Friede nicht denkbar. Was wir mit gutem Recht unter allen Umständen fordern müssen, wird wiederum durch die preußische Devise „Jedem das Seine" klar umrissen: Gebt uns wie allen anderen Völkern die volle Freiheit und Einheit in deutschen Landen, gebt uns die Möglichkeit, unser Schicksal in ganz Deutschland selbst zu gestalten! Gebt uns die Gelegenheit, mit allen unseren Nachbarvölkern frei zu sprechen und ihr werdet erleben, daß sich alles regeln und ordnen läßt, was heute noch gefährliche Konfliktmöglichkeiten in sich birgt! Hat nicht Jahrhunderte auch über unserem Verhältnis zu diesen Nachbarn im Osten der Gedanke gestanden „Jedem das Seine"? Waren nicht die Grenzen in unserer Heimat die ältesten und die sichersten in ganz Europa? Es ist unser heißer Wunsch, daß es allen Völkern in Mittel- und Osteuropa gelingt, die Freiheit nach langer Unterdrückung wiederzugewinnen. Wo wir beim gemeinsamen Aufbau helfen können, werden wir es tun. Wenn erst der Geist des Beutemachens, der Rache der Vergeltung ganz überwunden ist, kann nicht nur Ostdeutschland, sondern kann auch Osteuropa einen gewaltigen Beitrag dazu leisten, eine wachsende Menschheit zu ernähren und zu kleiden.

*

Wir wissen um die große Bedeutung, die ein verstärktes westliches Bündnis für uns alle in der Zukunft haben wird. Wenn in diesen Tagen gerade unsere amerikanischen Verbündeten die europäischen — und darunter auch die deutschen — Alliierten mahnten, die gemeinsame Abwehrkraft wie auch die politische Stellung dieses Bundes zu stärken, so finden wir das durchaus begründet. Wir sollten nie einen Zweifel daran lassen, daß wir alles an Opfern auf uns nehmen werden, was dazu dienen kann, die freie Welt zu stärken und zum überzeugenden Gesprächspartner auch mit dem Osten zu machen. Große Wandlungen zeigen sich ab, aber wir können sie nur dann für uns nützen, wenn wir der anderen Seite beweisen, daß bei uns mit Schwäche nicht gerechnet werden kann. Wir müssen sehr viel Verständnis auch für die besonderen Sorgen und Probleme unserer Bundesgenossen haben, zugleich aber von ihnen fordern, daß eben nach dem Grundsatz „Jedem das Seine" auch unsere Lebensforderungen voll anerkannt und unmißverständlich unterstützt werden. Mit widerwilligen Trabanten, die nur das tun, was man ihnen abzwingt, wäre weder den Vereinigten Staaten noch unseren anderen Verbündeten gedient. Sobald wir aber wissen, daß in unserem Bündnis volle Partnerschaft herrscht, daß jeder zu dem Lebensrecht des anderen steht, daß eine Leistung der anderen entspricht, bekommt alles eine neue und unüberwindbare Dynamik. Sie soll sich auch darin aussprechen, daß wir unser deutsches Herzensanliegen der echten Wiedervereinigung, der Rückgewinnung unserer ostdeutschen Heimat mit einem Ernst und Eifer vertreten, der Zweifel und Mißdeutungen überhaupt nicht mehr zuläßt. Wir sagten es schon: Für das gewaltige Werk, das wir zusammen mit unseren Verbündeten zu vollbringen haben, wenn wir vor der Geschichte bestehen wollen, sollten uns die besten preußischen Tugenden der Schlichtheit, Geradheit, Unbeirrbarkeit und Sauberkeit wertvollste Waffen sein in diesem neuen Jahr.

MOSKAU LIEST MIT!

(dtd) — die Moskauer „Prawda", das Organ der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, hat in diesen Wochen die Forderung erhoben, die Vereinigten Staaten sollten ihre Stützpunkte in der Türkei räumen und ihre Offensivwaffen aus Pakistan, Norwegen und anderen Ländern abtransportieren. Dann wäre die Sowjetunion bereit, auf die Anlage von Raketenbasen in der westlichen Hemisphäre zu verzichten. Die Welt ist allmählich daran gewöhnt, daß Moskau einen „Apfel für einen Obstgarten" bietet, wie es Präsident Kennedy einmal ausdrückte, und daß die sowjetischen Politiker selbst für Zugeständnisse, denen sie unter dem Druck der Verhältnisse ohnehin nicht ausweichen können, mit der Zähigkeit orientalischer Händler zunächst einmal einen untragbar hohen Preis fordern.

Was allerdings bei diesem Feilschen zu denken gibt, ist die Tatsache, daß sich Moskau bei seiner neuen Forderung auf entsprechende Vorschläge des amerikanischen Wochenblattes „Nation" beruft. Obwohl dieses Blatt sicherlich nur die Ansichten einer kleinen Minderheit vertritt, tut die „Prawda" so, als ob die öffentliche Meinung Amerikas hinter solchen Erwägungen stehe. Allerdings kann nicht verschwiegen werden, daß dem Kreml mehr als ein Anlaß zu derartigen Vorstößen geboten wurde, und daß auch einflußreichere Publizisten als die Leute von der „Nation" während der Kuba-Krise das Problem der überseeischen Stützpunkte Amerikas zur Diskussion stellten. Damit wurden den sowjetischen Unterhändlern zweifellos willkommene Argumente frei ins Haus geliefert und die Verhandlungspositionen der Washingtoner Regierung erschwert.

Lippmanns „Honig"

Der bekannte Kommentator Walter Lippmann hat in der „kubanischen Woche" zwei Artikel publiziert, die jene überflüssige Debatte um sowjetisch-amerikanische Tauschgeschäfte entzündet oder neu belebt haben dürften. In dem weltgeschichtlichen Moment, als es galt, den Sowjetdiktator durch die eindeutige Entschlossenheit des amerikanischen Volkes zunächst einmal zur Räumung Kubas und damit auch zum Frieden zu zwingen, glaubte Lippmann, man könne den Weltfrieden nur retten, wenn man den russischen Bären mit türkischem Honig von der Zuckerinsel weglocke. Am Dienstag, dem 23. Oktober, als die Blockade begann, verglich Lippmann in der „New York Herald Tribune" den sowjetischen Stützpunkt in Kuba mit den amerikanischen Raketenbasen in der Türkei. „In der Welt, wie sie jetzt existiert, ist Amerika nicht allmächtig", meinte der Leitartikler wörtlich. „Es kann deshalb nicht die Monroe-Doktrin in der westlichen Hemisphäre und die Truman-Doktrin in der östlichen Hemisphäre erzwingen." Zwei Tage später wurde Lippmann noch deutlicher. Er schlug rundweg vor, die Räumung der amerikanischen Raketenbasis in der Türkei als Gegenleistung für den sowjetischen Raketen-Rückzug aus Kuba anzubieten.

„Die beiden Basen könnten geräumt werden, ohne (!) das machtpolitische Gleichgewicht in der Welt zu verändern", schrieb er. Die Möglichkeit, daß ein solcher Kuhhandel eine ungünstige psychologische Wirkung auf den Zusammenhalt der NATO und das Vertrauen der verbündeten Völker in die Stärke Amerikas auslösen könnte, zog er nicht in Betracht.

Zu laut gedacht

Es zeigte sich, daß Lippmann mit seinem allzu lauten Denken im ungeeigneten Zeitpunkt dem bauernschlauen Rechner im Kreml einen Ball zugespielt hatte, den dieser begierig aufgriff. Chruschtschew, der schon am 26. Oktober zum bedingungslosen Einlenken entschlossen schien, machte sich am 27. Oktober in einem weiteren Schreiben an Präsident Kennedy den Vorschlag eines Tauschgeschäftes „Kuba — Türkei" prompt zu eigen. Wenn Kennedy diesen Vorschlag nicht sofort zurückgewiesen hätte, wäre die Erörterung der ohnehin noch nicht restlos gelösten Kuba-Frage durch den fragwürdigen Plan kompliziert worden und vor allem der Abbau der Raketen auf der Zuckerinsel kaum so schnell erfolgt.

Die Tage der Kuba-Krise haben noch weitere Beweise dafür geliefert, wie eifrig man in Moskau oder in Kreisen der sowjetischen UN-Delegation die westlichen Zeitungen liest, um Zeichen der Schwäche zu entdecken oder kritische Äußerungen für die kommunistischen Ziele auszubeuten. So hatte Lippmann in seinem Leitartikel vom 25. Oktober auch Anstoß daran genommen, daß Kennedy gehandelt habe, ohne die Diplomatie einzuschalten und ohne Gromyko vorher die Aufnahmen der strittigen Raketenbasen zu zeigen beziehungsweise ihn zur Rede zu stellen. Der sowjetische UN-Delegierte Sorin schien auf dieses Stichwort nur gewartet zu haben. Gleich nach Erscheinen des Artikels warf er den Amerikanern im Sicherheitsrat vor, daß sie die Welt mit ihrer Blockade vor vollendete Tatsachen gestellt hätten, statt Gromyko bei seinem letzten Besuch im Weißen Haus um seine Stellungnahme zu ersuchen!

Monopol-Mißbrauch

np. Rund 270 Millionen DM wird die Fernsehwerbung voraussichtlich in diesem Jahr den bundesdeutschen Sendeanstalten einbringen. 1961 waren es 230 Millionen und 1960 rd. 127 Millionen DM. Aus den Gebühren der Teilnehmer nehmen die Rundfunkanstalten dagegen „nur" rd. 200 Millionen DM in diesem Jahre ein.

Dabei ist es ihnen als Anstalten des öffentlichen Rechts an sich verboten, Gewinne zu erzielen. Dieses Verbot umgehen sie geschickt, indem sie privatwirtschaftliche Tochtergesellschaften gründeten. Die dürfen unbeschadet die dicken Gelder aus der Fernsehwerbung einstreichen. Auf diesem Wege fließen sie dann in die Kassen der Sendeanstalten. Das Geschäft blüht und ist fast risikolos, denn eine Konkurrenz gibt es auf diesem Gebiete nicht.

Von kleinen Anfängen hat sich die Fernsehwerbung immer weiter ausgebreitet. Eine Werbeminute kostet heute zwischen 2500 DM (Saarländischer Rundfunk) und 22 200 DM (Westdeutscher Rundfunk). Über 50 000 DM muß ein Unternehmer für eine Werbeminute ausgeben, wenn er seine Werbung über alle bundesdeutschen Sender einschließlich West-Berlin ausstrahlen will. Eine solche Ausgabe können sich nur große Firmen leisten. Kleine und mittlere Unternehmen, die ebenfalls werben müssen, um ihre Erzeugnisse abzusetzen, geraten dabei hoffnungslos ins Hintertreffen.

Nicht nur ihnen macht die Fernsehwerbung Sorgen. Auch der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger hat sich jetzt gerührt. Er wünscht, daß sich die Länderregierungen als Aufsichtsinstanzen mit dem Mißbrauch der Monopolstellung der Sendeanstalten durch diese privatwirtschaftliche Betätigung befassen. Als Vertreter des immer noch wichtigsten Werbemittels, der Anzeigenwerbung, haben die Zeitungsverleger das Recht, sich gegen eine überhandnehmende Konkurrenz zur Wehr zu setzen, die nicht den immer schärfer werdenden Wettbewerbsbedingungen unterliegt.

Warschaus Antwort

Bonn hvp. Als „Sirenenklänge über Polen" bezeichnet die rotpolnische Monatsschrift „Odra" in ihrer vorigen Ausgabe die in letzter Zeit in der westdeutschen Presse erschienenen Reportagen und Artikel über Polen und die polnisch besetzten deutschen Ostprovinzen. Das Blatt ironisiert den „freundlichen Ton der Koketterie und die Versicherungen, daß Deutsche und Polen in idealer Harmonie zusammenleben könnten, weil sie westliche Kultur, europäisches Denken, Christentum und derlei Dinge mehr miteinander verbinden", was ein „billiges Argument" sei. Diese Konzeption sei in Westdeutschland zu einer publizistischen Mode geworden, meint „Odra", die beabsichtige, Polen aus dem sozialistischen Lager „herauszuklauben" und mit seinen Nachbarn zu entzweien.

Zwar sei es zu begrüßen, daß mit einem „geradezu demonstrativen Wohlwollen" geschrieben werde, wie „Odra" zu dem Bericht einer rheinischen Zeitung urteilt, aber alles werde „oft in einer Sauce vorgesetzt", welche den „objektiven Wert" dieser Berichte „sehr abschwächt". Das Motiv dieser Reportagen trete „mit einer aufdringlichen, geradezu aufsässigen Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit auf": „Man gewinnt den Eindruck, daß das Ziel der Reise der westdeutschen Journalisten nicht so sehr gewesen ist, ihren Lesern ein Bild unseres Landes und unseres Lebens zu vermitteln, als eine Reihe von Beweisen zu erbringen, daß dieses Polen geistig, kulturell und historisch zu Westeuropa gehört (woran natürlich noch nichts Abwegiges wäre), daß indessen das polnische Volk davon träumt, eines Tages sich erneut in westeuropäischer Gesellschaft zu finden." So falle vor allem „die für seriöse Journalisten ungewöhnliche Freiheit der Interpretation des gesammelten Materials auf und die Zuerkennung einer rangmäßigen Bedeutung für gewisse ausgesuchte Tatsachen, die einer Gegenüberstellung mit der Realität nicht standhalten".

„Wozu es doch führen kann, sich den eigenen frommen Wünschen hinzugeben", schreibt „Odra" und hebt die Tendenz der Berichte hervor, einen Keil zwischen Polen und die Sowjetunion bzw. zwischen Polen und die Zone zu treiben. Da werde behauptet, der polnische Sozialismus sei eine „ungewöhnlich verwischte, nicht greifbare, geradezu nebulose Erscheinung", ferner werde Polen ständig mit der Zone verglichen, wobei „Polen in diesen Artikeln ähnlich einem Stern erster Größe" erglänze, während es offenbar im allgemeinen keinen Zweck habe, von der „DDR" zu sprechen, wo es nur Dunkelheit, Leere, Elend und auf Schritt und Tritt Stacheldraht gebe. „Wir werden solche Vergleiche nicht richtigstellen, denn wozu?", stellt das Blatt fest. „Wer von den Polen in der Zone gewesen ist, der hat selbst gesehen und manchmal hat er vor sich hin geseufzt, aus Neid ..." „Deshalb klingen solche Vergleiche im Munde von Journalisten aus Westdeutschland merkwürdig, unwahr und unaufrichtig", schreibt das Blatt.

Gleichheit vor dem Gesetz?

Nicht nur als gelegentliche Sonntagslektüre empfiehlt sich hin und wieder das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Dort heißt es z. B. in Artikel 3: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich." Sind sie es wirklich? Wir bezweifeln es. Den Grund zu diesem Zweifel liefert uns der Bundestag.

Eben erst hat er ein neues Rentenanpassungsgesetz verabschiedet. Steigen mit dem Sozialprodukt die Löhne und Gehälter, sollen auch die Rentner des Staates mehr Anteil am steigenden Wohlstand haben. Man freut sich darüber und ist dennoch betrübt: Es gibt nämlich noch einige Zehntausende von Rentnern und solchen, die in absehbarer Zeit Anspruch auf eine Rente haben, die sich solcher staatlichen Fürsorge nicht erfreuen. Es sind diejenigen Bundesbürger, die vor Jahrzehnten gesetzlich gezwungen wurden, eine Pensions- oder Kapitalversicherung abzuschließen. Sie und ihre Arbeitgeber zahlten brav ein Zehntel der Bezüge in die Kassen; die Altersversorgung schien gesichert zu sein.

Aber gleich nach der Währungsreform bewahrheitete sich, was wir oben behauptet haben: Vor dem Gesetz sind nicht alle Menschen gleich. Während nämlich die staatlichen Renten in voller Höhe aufgewertet wurden, erlitten die privaten Renten das Schicksal aller Versicherungen: Sie wurden nur zu einem Teil aufgewertet, ursprünglich sogar nur zu zehn Prozent. Diese auf der Hand liegende Ungerechtigkeit lief sogar der Regierung auf. Sie ließ ein Gesetz ausarbeiten, das — nach vielen Jahren des Drängens und Klagens — die volle Aufwertung auch der Privatrenten vorsieht. Vor einigen Monaten wurde es sogar vom Kabinett verabschiedet. Die Betroffenen, von denen viele von Minimalrenten vegetieren müssen, fragen seitdem immer wieder: In welcher Schublade ist der Entwurf liegengeblieben? Und sie freuen sich keinesfalls, wenn sie lesen, daß die staatlichen Renten schon wieder wie an jedem Jahresende dem Lohn- und Gehaltsniveau angepaßt wurden.

Für die Betroffenen ist es nur ein geringer Trost, wenn sie in Artikel 3 des Grundgesetzes lesen: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich." Einige Zehntausend sind es bisher nicht. Aber wen rührt das schon? (NP)

Chinesische Studenten verließen Polen

M. Warschau. Rund vierzig von insgesamt fünfzig chinesischen Studenten, die mit Hilfe von Staatsstipendien an rotpolnischen Universitäten und technischen Hochschulen studierten, haben Polen in letzter Zeit verlassen und sind nach China zurückgekehrt. Die Chinesen hatten an Hochschulen in Warschau und Lodz studiert. Polen verlassen hat ebenfalls ein Teil chinesischer Spezialisten, die an Schiffswerften und in polnischen Hütten praktiziert hatten.

Berlin - Motor und Gewissen

Von unserem Berliner M.Pf.-Korrespondenten

Berlin ist zwar nicht der Nabel der Weltpolitik, aber doch einer ihrer empfindlichsten Punkte. Zugleich ist Berlin ein sensibles Meßinstrument, das Alarm oder Entspannung anzeigt, nicht nur für den eigenen Raum, sondern weltweit gesehen.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir jetzt, nachdem das neue Jahr begonnen hat, zurückblicken und aus dem Rückblick die notwendigen Schlußfolgerungen ziehen.

Das Bemerkenswerteste waren die Demonstrationen der Berliner Bevölkerung nach der Ermordung des jungen Peter Fechter durch Ulbrichts Grenzer. Sie glichen einer Explosion. Und was explodierte, hatte sich angestaut seit Errichtung der Mauer, also ein Jahr lang. Es war die Betroffenheit, es war der zur Empörung anwachsende Unmut über die Tatenlosigkeit des Westens. Der Westen hatte die Mauer hingenommen. Und das war der letzte Schritt zurück nach vielen vorangegangenen. Es ist heute überflüssig, die aus Nachlässigkeit, Sorglosigkeit und Gutgläubigkeit den Sowjets gegenüber seit Jalta begangenen Fehler der Westalliierten aufzuzählen. Der einfache Arbeiter wußte sie in jenen Tagen der Empörung auswendig. Es war klar, daß der Westen in Berlin nunmehr mit dem Rücken an der Wand stand, daß es keinen Raum mehr gab für das geringste taktische Manöver.

Das lag vor aller Augen. Höchst unglückliche Erklärungen des Senats, gefährliche Befehle an die Polizei, steigerten den Zorn der Menschen. „Schwabing an der Mauer" nannte der Senat die Demonstrationen und Berliner Presseorgane, die sonst behaupten, das Ohr am Volke zu haben, schrieben in Schlagzeilen von Rowdies und würdelosen Tumulten. Ein einziges Blatt fragte damals: ‚Haben denn alle Halbstarken und Rowdies Autos, sind sie die überwiegenden Autobesitzer von Berlin? Wer sind denn die, die stundenlang laut hupend längs der Mauer demonstrierten?' In der Tat, am Steuer saßen Familienväter, Kaufleute, Beamte, seriöse Männer mit grauen Schläfen.

Berlin explodierte so, daß selbst der einzige und beklagenswerte Ausfall gegen amerikanische Soldaten mindestens erklärlich wurde.

Nichts von „Schwabing an der Mauer". Was in jenen Tagen in Berlin geschah, war vielmehr symptomatisch. An der Mauer fand das Unbehagen der gesamten freien Welt seinen deutlichen Ausdruck.

Nie wieder Defensive

Heute können wir leichteren Herzens darüber sprechen. Die Kuba-Aktion der USA kam wie ein erlösender Blitz vom Himmel. Heute steht der Westen auch in Berlin nicht mehr mit dem Rücken an der Wand. Er hat Spielraum gewonnen.

Das gilt es zu nutzen. Ob man es nutzt oder die wiedergewonnene Handlungsfreiheit wieder preisgibt, davon wird es abhängen, wo wir am Ende des Jahres 1963 stehen.

Auch nach dem Gewitter von Kuba ist der Himmel noch nicht klar. Berlin empfindet das in diesen Tagen besonders deutlich durch neue „Sicherungs"maßnahmen Ulbrichts an der Mauer, durch die Errichtung von Militärgerichten, vor denen Grenzsoldaten abgeurteilt werden sollen, die den Schießbefehl auf Flüchtlinge sabotieren. Berlin hat in der Ablehnung von Passierscheinen zu Weihnachten eine deutliche Geste unverminderter Brutalität gesehen. Die freie Welt kann nicht schlafen gehen. Und schon hört man wieder das Wort: Abwarten. Chruschtschew möge nun Vorschläge zur Berlin- und Deutschlandfrage machen, dann könne man ja sehen, was und welche davon diskutabel oder gar akzeptabel seien.

Also wieder zurück in die Defensive, die uns schon an den Rand des Abgrunds gebracht hatte? In die Defensive, ausgerechnet während die Differenzen zwischen Moskau und Peking den Ostblock in seinen Fundamenten erzittern lassen? Während Ulbricht nicht nur am Rande einer Krise steht, sondern ihrem Höhepunkt entgegengetrieben wird?

Es wäre unfaßbar. Unfaßbar, wenn das Jahr 1963 vergehen würde, ohne daß der Westen seine Bedingungen für den Frieden unmißverständlich dargelegt hätte. Jetzt gilt es, zu fixieren, was wir wollen. Wofür wir eintreten wollen. Wie der Frieden in Mitteleuropa aussehen muß. Sie darf nicht wieder einschleichen, die Angst, den Kreml irgendwie zu erschrecken oder „herauszufordern". Diese Angst war es ja, die den Westen seit Jalta gelähmt hatte.

Was heißt Bescheidenheit angesichts eines Machtsystems, das die Eroberung der ganzen Welt offen auf seine Fahnen geschrieben hat? Wo das Recht auf unserer Seite ist, können wir nicht nur, sondern müssen wir fordern.

Berlin geht voran

Und in diesem Zusammenhang sei betont: Berlin ist nicht nur ein Punkt, der Hilfe und der Garantie bedarf. Berlin erweist sich mehr und mehr als unentbehrlich. Berlin ist ein Motor für die Politik der Entschlossenheit, deren Fortsetzung das kommende Jahr bringen sollte. Atomwaffen sind gut zur Vermeidung des Krieges Zwei Millionen Menschen, freiheitsliebend, geimpft gegen den Bazillus der Kapitulation, des Nachgebens in jeder Form, sind gut zur Erringung eines stabilen Friedens.

Berlin hält das Gewissen der Welt wach. Es könnte berufen sein, den Prozeß des Umdenkens zu beschleunigen, der den Westen aus der Passivität und der damit verbundenen schrittweisen Preisgabe materiellen und ideellen Territoriums heraus und in die Aktivität führt, die nicht nur nichts preisgibt, sondern ihre Ausstrahlung verstärkt.

Berlin hat bereits bewiesen, daß es hierin vorangeht. Nicht weil diese Stadt etwa von Helden bevölkert wäre, sondern weil sie nunmehr fast achtzehn Jahre lang in Tuchfühlung mit dem Terror lebt und der Visage der Gewalt in ihren hunderterlei Erscheinungsformen unmittelbar ins Auge zu sehen gezwungen ist. So ist ein Klima entstanden, daß eben doch besondere Qualitäten schafft. Sie heißen politische Wachsamkeit und Furchtlosigkeit.

Diese Eigenschaften haben sich bisher als beste Garantie für Berlin selbst erwiesen. Die Zeit ist gekommen, da sie weiter ausstrahlen sollten, vor allem in die Bundesrepublik.

Wachsamkeit, Furchtlosigkeit: ein drittes kommt hinzu. Das Wissen, wie die 17 Millionen in Mitteldeutschland denken und fühlen, dieser Kontakt, der auch durch die Mauer nicht verlorengegangen ist. Nirgendwo als in Berlin weiß man besser, daß die Macht des Ostblocks nicht in Millionen und Divisionen ausgedrückt ist. Sondern daß sie daran gemessen werden muß, wie viele der Millionen und der Divisionen im Ernstfall dem Banner der roten Welteroberer folgen würden.

Die Bilanz wäre besonders für Ulbricht niederschmetternd.

Bonn allerdings bleibt ein Fragezeichen für das neue Jahr. Berlin liegt im Augenblick — wie damals in der Zeit Ernst Reuters — näher bei Washington als bei dem bundesdeutschen Regierungssitz. Auch das müßte zu ändern sein.

Bitterer Hunger in Zonenzuchthäusern

In den Zonen-Zuchthäusern, besonders bei den politischen Häftlingen, herrscht bitterer Hunger, wie der 38jährige West-Berliner Heinz Klein auf einer Pressekonferenz der Arbeitsgemeinschaft Berliner Häftlingskreise berichtete, der vor kurzem nach 13jähriger Haftstraße im Zuchthaus Brandenburg nach West-Berlin entlassen worden war. Klein appellierte an die Öffentlichkeit, sich dafür einzusetzen, daß die politischen Häftlinge in den Zonen-Zuchthäusern wenigstens wieder ein Weihnachtspaket empfangen dürfen. Seit sieben Jahren verbietet die Zonen-Regierung, daß politische Häftlinge zu Weihnachten ein Paket erhalten. Trotz der katastrophalen Verpflegung dürfen politische Häftlinge im ganzen Jahr nur ein Paket, zum Geburtstag, empfangen.

Bei Arbeitsverweigerung wird den politischen Häftlingen so lange die Verpflegung entzogen, bis sie sich bereit erklären, die Arbeit wieder aufzunehmen. Wie Klein berichtete, droht den Häftlingen, die auf ihrer ordnungsgemäßen Entlassung nach West-Berlin bestünden, die Verhängung neuer Strafen. Viele ließen sich dadurch einschüchtern. Die Haftverpflegung habe sich seit April dieses Jahres erheblich verschlechtert. Der durchschnittliche monatliche Arbeitsverdienst bei 120- bis 130prozentiger Normerfüllung liege bei etwa fünfzehn Ost-Mark. Infolge der schlechten Ernährung und der schweren Arbeit sei die Zahl der Unfälle in den Haftarbeitsbetrieben sehr hoch.

Bei schwerster körperlicher Arbeit betrage die tägliche Margarineration zum Beispiel 25 Gramm, berichtet Klein. Alle zwei Tage gebe es rund 40 Gramm Sülze als Arbeitsverpflegung. Darüber hinaus könnten die Häftlinge seit diesem Frühjahr von ihren fünfzehn Mark Monatslohn in den HO-Läden wegen Warenmangels keine Zusatzverpflegung mehr kaufen.

Auf etwa 14 000 schätzt die Vereinigung Politischer Häftlinge des Sowjet-Systems (VPH) die Zahl der politischen Häftlinge in der Zone. Unter Hinweis auf die intensive Propaganda-Offensive des Zonen-Regimes für die in der Bundesrepublik verurteilten Kommunisten stellte die Vereinigung fest, daß noch immer 76 Gefangene wegen ihrer Beteiligung am Volksaufstand vom 17. Juni 1953 inhaftiert seien. Die Zeugen Jehovas, Fritz Adler und Ernst Seliger, die zehn Jahre im nationalsozialistischen KZ saßen, seien aus den gleichen Motiven in der Zone im dreizehnten Jahr inhaftiert. Mindestens fünf Häftlinge seien seit 1945 eingesperrt. („Tagesspiegel")

Von Woche zu Woche

Gegen die geplante Erhöhung der Postzeitungsgebühren hat der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger in Bonn scharfen Einspruch erhoben. Bei der geplanten Erhöhung würde es sich, wie betont wurde, um die einschneidenste Verteuerung der Zeitungen seit Jahrzehnten handeln. In vielen Staaten werde ein Defizit getragen, da die Information der Bürger durch die Presse als besonders wichtig gelte.

In den polnisch besetzten deutschen Ostprovinzen sind nach Meldungen der Warschauer Presse heute 3100 polnische katholische Geistliche und 15 Titularbischöfe tätig.

Zu einem Besuch der Sowjetunion begab sich Anfang Januar der britische Oppositionsführer Gaitskell nach Moskau.

Um mehr als die Hälfte ist seit der Kubakrise der Schiffsverkehr mit der Zuckerinsel zurückgegangen.

Präsident de Gaulle und der Bundeskanzler werden in der zweiten Januarhälfte zusammentreffen und dabei das Abkommen über eine verstärkte deutsch-französische Zusammenarbeit in Kraft setzen.

Mit der Annahme der neuen Strafprozeßordnung im Jahre 1963 rechnet das Bundesjustizministerium. Der Entwurf der Strafprozeßreform liegt seit einem Jahre im Rechtsausschuß.

Der pfälzische Kirchenpräsident Stempel hat in den Weihnachtstagen zum dreizehnten Male deutsche Kriegsverurteilte in ausländischen Gefängnissen besucht.

Ruhrerkrankungen in der Zone wurden Ende Dezember auch aus dem Bezirk Neubrandenburg gemeldet. Krankheitsfälle gab es weiter in den Bezirken Gera, Suhl und Erfurt.

Die Krankheit des Papstes wurde in einer Erklärung des kanadischen Kardinals Léger als recht ernst bezeichnet. Léger ist Erzbischof von Montreal.

Um eine erhebliche Kürzung seines Gehaltes hat der Staatspräsident von Israel, Dr. Ben Zvi, das Parlament ersucht.

Warschau: „Nicht aus eigener Kraft"

M. Warschau. Das polnische KP-Organ „Trybuna Ludu" hat zugegeben, daß Polen aus eigener Kraft nicht mehr in der Lage ist, seine Exporte von vollständigen Industrieausrüstungen nach unterentwickelten Ländern zu steigern oder auch nur in der bisherigen Höhe beizubehalten, falls nicht im Rahmen des roten „Comecon" ein „Programm der Zusammenarbeit auf diesem Gebiet schnellstmöglich ausgearbeitet und die hier bestehenden Möglichkeiten besser genutzt werden".

Für die rotpolnischen Exporte von Betriebsausrüstungen nach unterentwickelten Ländern begännen sich Schwierigkeiten abzuzeichnen, seitdem einige dieser Länder die Fertigstellung von „schlüsselfertigen Betrieben" verlangten, also auch die Durchführung sämtlicher Bau- und Montagearbeiten, worauf Polen nicht vorbereitet sei.

Eine weitere Schwierigkeit, die „bereits die deutliche Gestalt einer Wolke angenommen hat, die schon in naher Zukunft unerwünschten Regen bringen kann", liege in der Notwendigkeit, die polnischen Lieferungstermine „angesichts der immer schärferen Konkurrenz" zu verkürzen, was die polnische Industrie nur bewerkstelligen könne, wenn ihr „das Recht eingeräumt wird, gewisse Risiken einzugehen".

Dieses Risiko bestehe z. B. darin, Investierungen in Industriezweigen vorzunehmen, die erwartungsgemäß die größten Chancen haben, Auslandsmärkte zu erobern, obschon sich nachträglich herausstellen kann, daß die „Prognosen zu optimistisch gewesen sind". Wie die „Trybuna Ludu" erklärt, wird Polen in diesem und im kommenden Jahr auch nicht in der Lage sein, seinen Exportverpflichtungen von fertigen Betriebsausrüstungen nach Ostblockländern nachzukommen.

Polen bleiben bei ihrer Behauptung

M. Warschau. Trotz bereits erfolgter Richtigstellung wiederholt der katholische „Tygodnik Powszechny" in Warschau die Behauptung, daß die „polnischen Bischöfe aus den Westgebieten", die beim vatikanischen Staatssekretariat offiziell gefordert hatten, im päpstlichen Jahrbuch den „gegenwärtigen faktischen Stand der Kirchenverwaltung in den Westgebieten zu berücksichtigen", positiv beschieden worden seien. „Die Bischöfe" — erklärte die Zeitschrift — „haben die Zusicherung erhalten, daß bereits im nächsten Jahrbuch entsprechende Änderungen vorgenommen werden".

Größter Warschauer Schmugglerprozeß seit Kriegsende

M. Warschau. Einer der größten Schmugglerprozesse der Nachkriegszeit hat in Warschau zur Verurteilung einer dreizehnköpfigen Schmugglerbande geführt, die einen weitverzweigten Schmuggel zwischen Polen und der Sowjetunion aufgezogen hatte.

Unter anderem soll die Bande 4000 goldene Zehnrubelstücke in die Sowjetunion geschmuggelt und von dort 35 000 Dollar in Banknoten sowie rund 5 Kilo Platin herausgebracht haben. Erstaunlicherweise war es der Bande auch gelungen, etwa zwanzig sowjetische Personenkraftwagen unbeanstandet illegal über die Grenze zu bringen.

Der Anführer der Bande wurde vom Warschauer Gericht zu 3½ Jahren Gefängnis und einer Geldbuße von 150 000 Zloty, seine Mitangeklagten zu zehn Monaten Gefängnis und zu Geldstrafen zwischen 5000 bis 100 000 Zloty verurteilt.

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen e.V.

Chefredakteur: Eitel Kaper, zugleich verantwortlich für den politischen Teil. Für den kulturellen und heimatgeschichtlichen Teil: Erwin Scharfenorth. Für Soziales, Frauenfragen und Unterhaltung: Ruth Maria Wagner. Für landsmannschaftliche Arbeit, Jugendfragen, Sport und Bilder: Jochen Piechowski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Arndt (sämtlich in Hamburg).

Unverlangte Einsendungen unterliegen nicht der redaktionellen Haftung, für die Rücksendung wird Porto erbeten.

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Fördererkreises der Landsmannschaft Ostpreußen.

Anmeldungen nehmen jede Postanstalt und die Landsmannschaft Ostpreußen entgegen. Monatlich 1,50 DM.

Sendungen für Schriftleitung, Geschäftsführung und Anzeigenabteilung: 2 Hamburg 13, Parkallee 84/86. Telefon 45 25 41/42. Postscheckkonto Nr. 907 00 (nur für Anzeigen).

Druck: Gerhard Rautenberg, 295 Leer (Ostfriesland), Norderstraße 29/31, Ruf: Leer 42 88.

Auflage um 125 000

Zur Zeit ist Preisliste 11 gültig.



Moskaus neuer Mann in Ost-Berlin

Perwuchins politisches Ende / Chruschtschews Vertrauensmann Abrassimow

Von Heinz Merten

dtd. Der Wechsel auf Botschafterposten innerhalb des Moskauer Satellitenringes ist gemeinhin kein Vorgang, der für weitere Kreise von Interesse ist. Interessanter ist es schon, durch wen sich der Kreml dort vertreten läßt. Größte Aufmerksamkeit ist aber am Platze, wenn Chruschtschew in Ost-Berlin einen Botschafterwechsel vornimmt, denn an die Brennpunkte der Weltpolitik pflegt auch er seine profiliertesten Beobachter zu entsenden.

Als Botschafter wurde Michail Perwuchin abberufen. Nach einer lakonischen TASS-Meldung soll er für eine anderweitige Verwendung vorgesehen sein. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß mit seiner Rückkehr nach Moskau eine auch für sowjetische Verhältnisse sensationelle politische Karriere ihr Ende gefunden hat. Mit fünfzehn Jahren schloß sich der Sohn eines Dorfschmiedes während der Revolutionswirren den Bolschewiki an. Die Partei wurde auf ihn aufmerksam, als er in Slatoust die rote Jugend organisierte. Sie schickte ihn zum Studium nach Moskau. 1929 hatte er das Studium für Elektroingenieure absolviert, neun Jahre später wurde er, vierunddreißigjährig, stellvertretender Volkskommissar für Schwerindustrie und im Jahre darauf als Volkskommissar Chef der Elektroindustrie und gesamten Elektroenergieversorgung Rußlands.

Vertrauter Stalins

Perwuchins Name blieb auch weiterhin mit der Industrialisierung der Sowjetunion eng verbunden. Während des Krieges organisierte er die Ausweichbetriebe in Sibirien, nach dem Siege den Wiederaufbau im europäischen Rußland. Stalins Vertrauen besaß er bis zum Tode des Diktators, der ihn 1950 zum stellvertretenden Ministerpräsidenten ernannte. Aber auch in den folgenden Jahren war seine Stellung in der Spitzengruppe der Sowjethierarchie zunächst unerschütterlich. Mit vier Lenin-Orden geschmückt erreichte er als gewaltiger Planungschef und Erster Stellvertreter Bulganins 1956 den Scheitelpunkt seiner Laufbahn. Im Parteipräsidium rangierte er dazu noch an sechster Stelle.

Sein Abstieg begann, als Chruschtschew die sowjetische Wirtschaft dezentralisieren wollte. Der Zentralist Perwuchin suchte dem Parteichef Widerpart zu leisten. Das bekam ihm schlecht. Seine alten Verbindungen zu Bulganin wurden bei dessen sinkendem Stern zu Belastungen. Anscheinend hat er auch mit der Molotow-Gruppe engere Beziehungen unterhalten, angeblich sogar mit ihr gegen Chruschtschew konspiriert. Als 1957 die Molotow, Malenkow und Genossen aus dem Zentralkomitee der Partei flogen, schlug auch Perwuchins Stunde. Er schied aus der Regierungsspitze aus, wurde Vorsitzender des Komitees für Außenhandel und verlor die Vollmitgliedschaft im Parteipräsidium. Eine demütigende Selbstkritik rettete ihn vor Schlimmerem. Er wurde 1958 als Botschafter nach Pankow versetzt.

Um den ehemaligen Spitzenfunktionär wurde es in Ost-Berlin in den letzten Jahren immer stiller. Je stärker Chruschtschews Stellung wurde, desto mehr sank sein politischer Einfluß. Es kam soweit, daß Ulbricht es sich leisten konnte, ungestraft den offiziellen Vertreter des Kremls zu umspielen. Perwuchin zog sich aus der Öffentlichkeit zurück, verlor damit die für seinen Beobachtungsposten notwendigen Kontakte und dürfte so auch nicht mehr den Anforderungen entsprochen haben, die der Kreml an seine Aufpasser stellt. Als gebrochener Mann verschwindet er in der Versenkung.

Ein Partisanenführer

An seine Stelle ist der erst fünfzigjährige Pjotr Abrassimow getreten, ein Bauernsohn aus der Gegend von Witebsk, der seine ersten Sporen während des Krieges als Partisanenführer in Weißrußland verdient hat. Als solcher begegnete er erstmalig Chruschtschew, der den jungen Elektromechaniker in die Parteiarbeit zog. Als Chruschtschew Parteichef geworden war, holte er den weißrussischen Parteisekretär aus Minsk in seine engere Mannschaft, ließ ihn zum stellvertretenden Ministerpräsidenten Weißrußlands avancieren und schickte ihn dann als seinen persönlichen Beobachter an die Botschaft in Peking.

Abrassimow muß den Erwartungen seines Gönners voll entsprochen haben, denn zwei Jahre später betraute ihn dieser mit dem wohl schwierigsten Posten innerhalb des Satellitenringes, mit der Leitung der Sowjetischen Botschaft in Warschau. Hier sollte er die Ressentiments ausräumen, die sich auch bei den polnischen Kommunisten, ganz zu schweigen vom polnischen Volke, in der Stalin-Ära angehäuft hatten. Er sollte dazu die Eindrücke verwischen, die der sowjetische Marschall Rokossowski als Chef der polnischen Armee und der hochfahrende Ponomarenko als Botschafter hinterlassen hatten.

Abrassimow hat auch hier Chruschtschew nicht enttäuscht. Mit einer für Sowjetfunktionäre ganz untypischen Wendigkeit ist es ihm gelungen, durch eine an amerikanische Methoden erinnernde Kontaktpflege einiges zu erreichen. Vor allem aber soll es ihm gelungen sein, durch seine Berichterstattung Fehler in der sowjetischen Polen-Politik zu verhindern und so dazu beizutragen, daß dieser Satellit wieder fester an Moskau gebunden ist als zuvor.

...Mission in Deutschland

Mit diesem Vertrauensmann Chruschtschews kann Ulbricht nicht so umspringen wie mit Perwuchin. Der SED-Chef muß damit rechnen, daß der neue Botschafter bald sich selbst ein Bild von der Zonenwirklichkeit wird machen können. Das bedeutet, daß der Kreml sich in Kürze nicht mehr auf Ulbrichts Berichte zu stützen braucht. Chruschtschew wird auch Dinge erfahren, die Ulbricht nicht zu erwähnen pflegte. Dazu dürfte er wohl auch nicht zuletzt den ebenso wendigen wie intelligenten Weißrussen nach Pankow entsandt haben. Welche Folgen sich daraus ergeben werden, bleibt abzuwarten.



Cranz im Winter 1939/40 — Aufn.: Willi Fiessel

5800 „verfallene Höfe" übernimmt der Staat

Warschau (hvp). 5800 polnische Bauern haben den Antrag gestellt, daß der Staat ihre Höfe übernehmen möge. Sie beriefen sich auf das Gesetz vom 28. Juni 1962, in dem festgelegt wurde, daß diejenigen Besitzer „verfallener Höfe", die ihre Höfe dem Staat übertragen, eine kleine Rente erhalten sollen. Die 5800 Höfe haben eine landwirtschaftliche Nutzfläche von insgesamt über 45 000 Hektar.

Bei einer weitaus größeren Zahl verfallener und vernachlässigter Höfe wurde mittlerweile geprüft, ob deren Besitzer gegebenenfalls „aus dem wirtschaftlichen Verfall herauskommen" können. Fällt die Entscheidung der Untersuchungskommission in diesem Sinne positiv aus, so werden nicht nur die Steuerschulden und sonstigen Abgaben sowie Kreditrückzahlungen auf die Dauer von drei Jahren gestundet und außerdem neue Kredite sowie Steuerermäßigungen gewährt. In solchen Fällen sind die Hofbesitzer jedoch gezwungen, die Weisungen der roten „Gemeinde-Agronomen" zu befolgen. Diese „Gemeinde-Agronomen" sollen darauf achten, daß die Mittel auch tatsächlich zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion verwandt und nicht sonstwie vertan werden.

In diesem Zusammenhange kritisierte der rotpolnische Ministerpräsident Cyrankiewicz auf einer Tagung von 300 Vorsitzenden der „Gemeinde-Volksräte" das „Robinson-Denken" vieler Landwirte. Er meinte damit das Wirtschaften der Bauern allein für den eigenen Bedarf. Cyrankiewicz forderte, der „fortschrittliche Teil der dörflichen Bevölkerung" müsse „einen öffentlichen, gesellschaftlichen Druck" auf diejenigen Bauern ausüben, die „wie Robinson wirtschaften". Die meisten verfallenen und verwahrlosten Höfe befinden sich in Ostdeutschland.

Für ostdeutsche Gemeinden

Kardinal Frings hat Kurator Leo Christoph (Reinbek bei Hamburg) zum kanonischen Visitator für die heimatvertriebenen Priester und Gläubigen der Grafschaft Glatz ernannt an Stelle des verstorbenen heimatvertriebenen Apostolischen Protonotars Prälat Monse, des Generalvikars des Erzbischofs von Prag für die Grafschaft Glatz. Für die Heimatvertriebenen des Branitzer Gebietes im oberschlesischen Kreis Leobschütz, des deutschen Anteils des Erzbistums Olmütz, wurde Pfarrer Eduard Beigel (Eschershausen, Bistum Hildesheim) zum kanonischen Visitator ernannt.

So geht es nicht

Was treibt der WDR in der Sendung „Unteilbares Deutschland"

Mit den so oft höchst bedenklichen Sendungen des Westdeutschen Rundfunks (Intendant Klaus von Bismarck) zu deutschen Schicksalsfragen befaßt sich der „Deutsche Ostdienst" in einer längeren Untersuchung. Wir zitieren folgende wichtige Feststellungen:

„Von 36 Sendungen, die wir hörten bzw. nachlesen konnten, waren 17 Sendungen wegen politischen Inhalts, zumindest von unserem Standpunkt aus beurteilt, höchst anfechtbar. Das betrifft nicht nur das Thema Oder-Neiße-Linie, das beispielsweise von dem Franzosen Alfred Grosser ganz schlicht im Sinne einer Anerkennung als deutsche Ostgrenze abgehandelt wurde, das betrifft in gleicher Weise Ansichten über Methoden der deutschen Wiedervereinigungspolitik. Auffällig dabei ist, daß solche Beiträge in der Regel von den gleichen Autoren stammen, von Autoren, deren politische Maximen hinlänglich bekannt sind, zumindest den politisch Hellhörigen in der Bundesrepublik.

Die Autoren

Da ist Dr. Peter Bender, von dem in dem von uns beobachteten Zeitraum allein vier Vorträge stammen. Dr. Bender ist beim WDR als politischer Redakteur angestellt, und allein aus diesen Vorträgen im WDR läßt sich seine positive Einstellung zu der Frage der Oder-Neiße-Anerkennung, aber sogar (unter einigen Vorbehalten) zur Frage einer Anerkennung Pankows ablesen. Das verwundert auch kaum, wenn man weiß, daß Dr. Bender zu jenem Kreis Publizisten gehört, die in der Zeitschrift ‚Der Monat' eine Art politische Heimat gefunden hat. Diese Zeitschrift arbeitet unter der Regie von F. R. Allemann, dessen glänzende publizistische Arbeit zweifellos Anerkennung verdient, der aber nie einen Zweifel daran gelassen hat, daß er eine deutsche Wiedervereinigung nur im engen west-mitteldeutschen Rahmen befürwortet und die Oder-Neiße-Linie als künftige deutsche Grenze akzeptiert. Auch Hans Schwab-Felisch — ebenso wie Allemann in ‚Unteilbares Deutschland' vertreten — gehört zum Team des ‚Monat', ist ebenfalls beim WDR angestellt und steht der Gruppe der sogenannten ‚sozialistischen Europäer' nahe. Seine Artikel gegen die Vertriebenenverbände im ‚Monat' charakterisieren seine negative Einstellung zu den Ostfragen in deutscher Sicht hinlänglich. Schließlich sei zu diesem ‚Lager' auch noch Gerhard Zwerenz hinzugerechnet, der freilich als kommunistischer Individualist kaum ernst genommen werden kann, wiewohl auch ihm die Mikrofone des WDR reichlich zur Verfügung stehen.

Eine zweite Gruppe von beträchtlichem Einfluß bilden die dem linkskatholischen Flügel deutscher Publizistik angehörenden Mitherausgeber der ‚Frankfurter Hefte' Walter Dirks sowie Eugen Kogon. Walter Dirks ist bekanntlich Hauptabteilungsleiter (für Kultur) beim WDR. Sein geistiger Fundus beruht auf dem karolingischen Geschichtsbild, wofür sein Buch ‚Die Saar fließt nach Frankreich' Auskunft gibt. Eng mit dem NDR arbeitet Eugen Kogon zusammen, der sich durch seine abwertenden Äußerungen zum Heimatrecht unrühmlich hervorgetan hat. Von beiden wird jene einseitig auf den deutschen Schuldkomplex fixierte polonophile Richtung vertreten, die den Kommunisten Gomulka einen guten Mann sein läßt. Auch Walter Dirks gehört zu den Mitarbeitern der Sendung ‚Unteilbares Deutschland'. Ebenso übrigens wie WDR-Redakteur Paul Botta, der zu den Mitarbeitern der in Köln erscheinenden ‚Dokumente' zählt und zu jenem Kreis gehört, der via ‚Rheinischer Merkur' und P. W. Wenger der ‚Amicitia Poloniae' zugehören und — im Sinne etwa der deutsch-französischen Verständigung — auf Versöhnung mit Polen schwören, ohne freilich die Saar-Regelung als Modellfall auch für die Regelung des deutsch-polnischen Problems anzusehen. Sie gehen dabei von der illusionären Vorstellung aus, die polnische Znak-Gruppe — deren Vorreiter Kisielewski sie seinerzeit in Köln enthusiastisch feierten —, könnte demokratische Freiheiten für Polen erstreiten. Sie übersehen indes, daß das Gefälle dieser Art katholischer Politik via Znak-Pax-Moskau nicht ost-westlich, sondern west-östlich verläuft. Im Bannkreis dieser Publizisten stehen dann — ebenfalls in Köln — Ulrich Gembhard, Prof. Grosser, Neven-Dumont und das Kölner ‚Dumont'-Pressehaus mit dem ‚Stadtanzeiger' und ‚Magnum' (Redakteur: Gembhard), ein Kreis, von dem aus ein melancholischer, aber penetrant wirkender Geist des Verzichtes ausstrahlt und sich über mannigfache Multiplikatoren verbreitet.

Daß die Exponenten einer solchen politischen Linie sich nun fast regelmäßig auch in der Sendung ‚Unteilbares Deutschland' wiederfinden und wiederhören lassen, macht es schwer, an einen Zufall zu glauben. Dr. Bender zeichnet verantwortlich für diese Sendung, aber er untersteht ja immerhin dem Chefredakteur Dr. Fritz Brühl und der wiederum dem Intendanten Klaus von Bismarck. Unmöglich, sich dabei nicht zu erinnern, daß von Bismarck zu den Mitunterzeichnern des Tübinger Memorandums zählt!"

Auch tschechische Priester vorgespannt?

Tschechoslowakische Konzilsväter sprechen von „vollem Verständnis" des Papstes

M. Prag. Das Organ der tschechoslowakischen Kommunisten, die „Lidova demokracie", veröffentlicht in ihrer letzten Ausgabe Interviews mit einigen Mitgliedern der kleinen tschechischen Konzilsdelegation. Interessant sind die Ausführungen des Kanonikus von Vyschehrad, Dr. Josef Benesch, einem profilierten „Friedenspriester", der behauptet, daß der Papst die Botschaft der tschechoslowakischen Geistlichkeit „mit vollem Verständnis" zur Kenntnis genommen habe und von der tschechischen Delegation dem Generalsekretariat des Konzils auch ein Resolutionsentwurf überreicht worden sei, in dem Krieg als ein moralisches Übel bezeichnet wird.

Diese Feststellungen sind insofern von Interesse, als die sogenannte Botschaft der tschechoslowakischen Geistlichkeit inhaltlich eine Aneinanderreihung ausgesprochen kommunistischer Propagandathesen enthält, deren Abfassung augenscheinlich der Preis dafür war, daß die Regierung überhaupt einigen geistlichen Würdenträgern die Ausreise nach Rom erlaubt.

Heuchlerisches Spiel

Von Eugen Hartmann, Berlin

Das SED-Regime bemüht sich seit einiger Zeit, sein ramponiertes Ansehen zu heben. Es gab zu diesem Zweck u. a. neue Richtlinien an die Justizbehörden heraus, die eine „bessere Sicherung des Bürgers vor Willkürmaßnahmen", leichtfertigen Verhaftungen und anderen „Überspitzungen" der bisherigen Justizpraxis bezwecken. Das Oberste Gericht der Zone gab zu, daß bisher viele Menschen ohne ausreichenden Grund und ohne richterlichen Haftbefehl ins Gefängnis geworfen wurden. In der neuesten Ausgabe der offiziösen Zeitschrift „Neue Justiz" fordert der rote oberste Ankläger, „Generalstaatsanwalt" Streit, daß die Arbeit der Justizorgane „daraufhin zu überprüfen sei, ob sie den gewachsenen Ansprüchen unserer gesellschaftlichen Entwicklung genügt". Streit verlangt für die Zukunft „die sorgfältigste Beachtung der verfassungsmäßigen Rechte der Bürger" durch die ihm unterstellten Behörden. Ferner sollen die Staatsanwälte ihre Aufmerksamkeit mehr auf die „Verhütung von Straftaten durch Festigung der Gesetzlichkeit" richten. Bei richterlichen Vernehmungen soll angeblich nun den Beschuldigten Gelegenheit gegeben werden, sich zu den Vorwürfen zu äußern und entlastende Umstände vorzutragen. Bei der Haftprüfung sollen die persönlichen Lebensverhältnisse des Beschuldigten berücksichtigt werden. In jedem Falle aber dürften sich, so heißt es jetzt, die Justizorgane nur nach äußerst sorgfältiger Prüfung der Verdachtsmomente zum Erlaß oder zur Vollstreckung eines Haftbefehls entschließen, wobei eine schnelle Bearbeitung des Falles im Interesse des Beschuldigten verlangt wird.

Die neuen Richtlinien der Ulbrichtjustiz und die Anweisungen des Generalstaatsanwalts an die Anklagebehörden gehen auf Beschlüsse des Pankower roten „Staatsrats" vom vergangenen Frühjahr zurück. In ihnen hieß es, daß kleinere Straftaten wie auch Privatklagen nicht mehr vor ordentlichen Gerichten, sondern vor Konfliktskommissionen oder Kameradschaftsgerichten in den Betrieben oder vor „Volksausschüssen der Nationalen Front" verhandelt werden sollen.

Wenn die SED-Justiz jetzt angeblich bestrebt ist, einen etwas liberaleren Kurs bei Bagatellsachen auch politischer Art zu steuern und die Verhaftungswelle einzudämmen, nachdem alle Fluchtmöglichkeiten praktisch verbaut sind, so bedeutet dies keineswegs eine Abkehr von der harten Spruchpraxis der Gerichte in allen Fällen, wo „schwerwiegende Angriffe auf die gesellschaftlichen Verhältnisse" oder „Verstöße gegen die sozialistische Gesetzlichkeit" vorliegen. Die „Gemeinschafts-Gefährlichkeit" ist weiterhin das Kriterium für die sowjetzonale „Rechtsprechung", die auch künftig mit äußerster Härte gegen alle Gegner des Ulbricht-Regimes vorgehen soll, während kriminelle Delikte mit einer gewissen Nachsicht unter Berücksichtigung der Besserungs- und Erziehungsmöglichkeiten behandelt werden können. Die scheinbare Liberalisierung der SED-Justiz ändert nichts an dem Grundsatz, daß die „Justiz" im kommunistischen Machtbereich ein Exekutivorgan des Staats- und Parteiapparates ist und daß Delikte, die sich gegen die „sozialistische Gesellschaftsordnung" richten, grundsätzlich härter bestraft werden als selbst die schlimmsten kriminellen Straftaten.

Steuben-Gesellschaft fordert Grenzen von 1937

Washington (hvp) Die Steuben-Gesellschaft von Amerika hat auf ihrer 20. Konvention, die kürzlich in Miami, Florida, stattfand, eine Resolution angenommen, mit der die Regierung der Vereinigten Staaten aufgefordert wurde, für die Wiedervereinigung Deutschlands in den Grenzen von 1937 einzutreten. Die Resolution weist zunächst darauf hin, daß Deutschland sich als treuer Freund der USA und als aufrechter Verbündeter sowie als ein Bollwerk gegen die Unterwühlung und gegen die Ausdehnung des Kommunismus erwiesen habe, weshalb der Beschluß gefaßt wurde, „an unsere Regierung die Petition zu richten, sie möge einen baldigen und ehrenvollen Friedensvertrag mit Deutschland abschließen, in dem den bestehenden Vorkriegsgrenzen die schuldige Achtung gezollt wird".

Die „Steuben-Gesellschaft" ist die größte Organisation der Amerikaner deutscher Herkunft, der auch viele andere Staatsbürger der USA angehören, denen es um die Festigung der amerikanisch-deutschen Bundesgenossenschaft und Freundschaft zu tun ist.

Wie kommen wir zu einem Familienheim?

Möglichkeiten der Finanzierung

Von unserem Bonner OB-Mitarbeiter

Immer wieder wird von unseren Lesern die Frage gestellt: „Wie komme ich zu einem Familienheim?" Die Wege dazu sind recht mannigfaltig — an typischen Beispielen sei es nachstehend dargetan

Es gibt drei Formen des Familienheimes:

Eigenheim,
Kaufeigenheim,
Kleinsiedlung.

Ein Eigenheim ist ein Familienheim, bei dem der Eigentümer des Grund und Bodens auf diesem selbst das Gebäude errichten läßt.

Beim Kaufeigenheim baut ein Bauunternehmer auf ihm gehörenden Boden Familienheime und veräußert diese schlüsselfertig.

Die Kleinsiedlung ist ein Eigenheim oder Kaufeigenheim, zu dem ein Wirtschaftsgebäude (oder Wirtschaftsteil) und ein über die Größe eines Gartens hinausgehende Landzulage (über 600 qm) gehört

Das Familienheim muß dem Eigentümer und seiner Familie oder einem Angehörigen und dessen Familie als Wohnung dienen. Wenn das Familienheim — was zulässig ist — noch eine zweite Wohnung enthält, so braucht diese nicht von einem Angehörigen bewohnt zu werden.

Die Finanzierung des Familienheims erfolgt teils durch Eigenleistung, teils durch Kapital und teils durch öffentliche Baudarlehen.

Das Ausmaß der **Eigenleistung** ist wesentlich für die bevorzugte Zubilligung öffentlicher Baudarlehen. Eine Vorrangförderung durch öffentliche Darlehen kommt nur dann in Betracht, wenn 10 % der Gesamtkosten durch Eigenleistung gedeckt sind im Falle von Einkünften bis zu 1500,— DM im Jahr je Kopf der Familie. Beträgt die Kopfquote 1501 bis 1800 DM, müssen 15 % der Baukosten durch Eigenleistung finanziert werden, beträgt sie zwischen 1801 und 2500 DM, müssen für 22 % der Baukosten Eigenbeträge erbracht werden und liegt sie über 2500 DM, so ist eine Eigenleistung von 30 % erforderlich.

Bei der Berechnung der Kopfquote wird von den Einkünften aller Familienmitglieder ausgegangen, wobei die sogenannten Werbungskosten (Kosten für Berufskleidung, Kosten der Fahrt zum Arbeitsplatz) abzuziehen sind. Wer die geforderten Vomhundertsätze an Eigenleistung nicht zu erbringen vermag, kann zwar grundsätzlich auch öffentliche Baudarlehen erhalten; in Ermangelung eines Vorrangrechts kann er jedoch bei der Knappheit der Mittel nicht mit der Zuteilung von Öffentlichen Geldern rechnen (die Mittel reichen in der Regel nicht einmal, um die Vorrangfälle zu bedienen).

Außer barem Geld rechnen als Eigenleistung auch ein Baugrundstück (soweit schuldenfrei), die Ansparsumme und Bausparverträge, die Hauptentschädigung aus dem Lastenausgleich, ein Aufbaudarlehen des Lastenausgleichs, ein Wohnraumbeschaffungsdarlehen für Spätheimkehrer, eine kapitalisierte Rente, das Familienzusatzdarlehen, sowie eine etwaige Mitarbeit bei der Gebäudeerstellung. Das Baugrundstück wird mit seinem Kaufpreis als Eigenleistung anerkannt. Ist der Kauf schon einige Zeit her oder der Erwerb auf andere Weise erfolgt, ist der Marktpreis anzusetzen. Das Grundstück kann selbstverständlich als Eigenleistung nur insoweit rechnen, als es schuldenfrei ist. Etwa schon gezahlte Aufschließungskosten für Straßenbau, Kanalisation oder dgl. werden als Eigenleistung mitanerkannt. Es ist grundsätzlich nicht erforderlich, daß bei der Beantragung von Fremdmitteln der Antragsteller bereits Eigentümer des Baugrundstücks sein muß.

In der Praxis erweist es sich jedoch als kaum zu umgehen, erst im Besitze des Grundstücks zu sein.

Zur Ansparsumme von Bausparverträgen rechnen auch die dem Bausparguthaben gutgeschriebenen Zinsen, sowie dem Konto gutgebrachte „Wohnungsbauprämien". Vorausgesetzt, daß der Bausparer nicht die auf das Bausparguthaben eingezahlten Gelder als Sonderausgaben bei seiner Einkommen- oder Lohnsteuer abzuziehen wünscht, erhält er von der Öffentlichen Hand für je 100 eingezahlte DM 25 bis 35 DM Wohnungsbauprämie (je nach Kinderzahl) Die Prämie beträgt jährlich höchstens 400 DM. (Bei einem z. B. von Dezember 1962 bis Mai 1964 laufenden Bausparvertrag — 18 Monate und in der Regel die Mindestsparzeit — kann bei entsprechenden Einzahlungen in jedem der drei Kalenderjahre dreimal Wohnungsbauprämie in Anspruch genommen werden.)

Die **Hauptentschädigung** wird zum Bau eines Familienheimes bis zu einem Betrage von 50 000 DM freigegeben. Dies kann auch erfolgen für ein Bauvorhaben, bei dem der Ehegatte, die Eltern oder ein Abkömmling des Hauptentschädigungsberechtigten Bauherr ist. Die Hauptentschädigung kann auch zum Kauf des Baugrundstücks beantragt werden, wenn die Finanzierung des Baues gesichert ist.

Aufbaudarlehen des Lastenausgleichs erhält nur ein eingeschränkter Personenkreis: Der Vertriebene muß durch den Krieg Wohnraum verloren haben. Vorrangig mit untereinander gleichem Rang sind Geschädigte zu berücksichtigen, die Schäden im Sinne des Feststellungsgesetzes geltend machen können (landwirtschaftliche Verluste, Hausbesitzverluste, Betriebsvermögensverluste, Berufsvermögensverluste, Anspruchsverluste, Anteilverluste) oder die nachweisen können, daß sie ihre bisherige Wohnung mit Einwilligung des Verfügungsberechtigten einem noch nicht ausreichend untergebrachten Geschädigten zur Verfügung stellen. Im Falle des Verlustes von Vermögensgegenständen im Sinne des Feststellungsgesetzes muß der Geschädigte außerdem entweder noch keinen ausreichenden Wohnraum besitzen bzw. am Ort des Arbeitsplatzes besitzen oder bebauten Grundbesitz verloren haben. Für die Aufbaudarlehen bestehen Höchstsätze. Für eine Wohnung von 10 qm in einem Familienheim werden 5500 DM gewährt. Handelt es sich um ein Familienheim mit zwei Wohnungen, werden für die Wohnung des Eigentümers 4400 DM und für die zweite Wohnung 3300 DM zugebilligt, handelt es sich bei der zweiten Wohnung um eine Einliegerwohnung, beträgt der Satz nur 2800 DM. Bei Wohnungen über 60 qm erhöht sich das Aufbaudarlehen je qm um 1 % des für 60 qm maßgeblichen Satzes. Das Aufbaudarlehen ist zinslos und mit 2 % je Jahr zu tilgen.

Wohnraumbeschaffungsdarlehen für **Heimkehrer** können nur solche Spätheimkehrer erhalten, denen kein Aufbaudarlehen aus dem Lastenausgleich zur Verfügung gestellt werden kann. Wurde bereits eine Kriegsgefangenenentschädigung gewährt, kann ein Wohnraumbeschaffungsdarlehen nur unter bestimmten Voraussetzungen bewilligt werden.

Schwerkriegsbeschädigte, Unfallrentner und ähnliche Personengruppen können sich ihre Renten im Falle des Baues eines Familienheimes in gewissem Umfange kapitalisieren lassen. Als Kapitalabfindung für die nächsten zehn Jahre einer Grundrente wird das Neunfache des Jahresbetrages gewährt. Personen, die ein öffentliches Baudarlehen erhalten, können ein **Familienzusatzdarlehen** bekommen, sofern sie mindestens zwei Kinder besitzen, für die Steuerermäßigung gewährt wird. Auf das Familienzusatzdarlehen besteht ein Rechtsanspruch. Das Zusatzdarlehen beträgt 2000 DM für das zweite und jedes weitere Kind. Es ist zinslos und wird mit jährlich 2 % getilgt.

Als Eigenleistung kommt nicht nur die eigene Mitarbeit auf dem Bau in Betracht, sondern auch diejenige der Familienangehörigen und Freunde, sofern sie unentgeltlich oder in Gegenseitigkeit arbeiten. Als Wert der Eigenleistung wird der Betrag anerkannt, der von einem Bauunternehmer hierfür aufgewendet werden müßte.

Als **Finanzierungsmittel** des Kapitalmarktes kommen in erster Linie Hypotheken-Darlehen in Betracht. Solche Darlehen werden insbesondere von Sparkassen, Pfandbriefinstituten, Hypothekenbanken und den Landesversicherungsanstalten (bzw. der Bundesversicherungsanstalt) vergeben. Man unterscheidet I. Hypotheken, Ib-Hypotheken und II. Hypotheken.

I. Hypotheken sind heute meist mit 1 % jährlich zu tilgen und mit 6½ % der jeweiligen Schuldsumme zu verzinsen. Die jährliche Leistung an den Hypothekengeber bleibt mit etwa 7½ % gleich; infolgedessen ist das Darlehen nach etwas mehr als 30 Jahren getilgt (in den späteren Jahren, in denen der Zins infolge des Sinkens der Restschuld geringer wird, erhöht sich der Tilgungsprozentsatz). Mit I. Hypotheken werden in der Regel 35 % der Baukosten finanziert werden können.

Die Ib-Hypotheken werden von den gleichen Instituten gegeben und stocken die I. Hypotheken in gewissem Umfange auf. Für sie gibt das Land eine Bürgschaft.

Zweite Hypotheken pflegen zu ungünstigeren Bedingungen gegeben zu werden, weil sie für den Geldgeber weniger sicher sind. Eine besondere Form der II. Hypotheken stellen die Hypotheken der Bausparkassen dar. Das **Bauspardarlehen** erhält man nur, wenn man bei der Bausparkasse einen bestimmten Betrag (66 bis 100 % gegenüber dem begehrten Darlehen) eingezahlt hat, wobei die Einzahlung in der Regel sich über mindestens 18 Monate erstrecken muß. Es gibt auch Möglichkeiten, gleich den ganzen Ansparbetrag einzuzahlen. Bauspardarlehen sind in etwa 12 Jahren zurückzuzahlen und mit 4½ bis 5 % zu verzinsen. Über die Möglichkeiten der zusätzlichen Baufinanzierung durch Öffentliche Mittel war vor einiger Zeit im Ostpreußenblatt berichtet worden.

Wissenswertes für Kriegsopfer

Minderung der Erwerbsfähigkeit bei landwirtschaftlichen Berufen

Das Bundessozialgericht (BSG) hat durch Urteil vom 6. 7. 1962 — 10 RV 807/59 — entschieden, daß ein landwirtschaftlicher Gehilfe durch die Art seiner Schädigungsfolgen in seinem Beruf besonders betroffen sein kann und dann die Minderung seiner Erwerbsfähigkeit (MdE) höher zu bewerten ist. Das betreffende Landessozialgericht (LSG) hatte die besondere berufliche Betroffenheit des an Lungentuberkulose leidenden Klägers verneint, weil er infolge der Schädigung keinen sozialen Abstieg erfahren habe, vielmehr nach wie vor der Schädigung in seinem eigenen landwirtschaftlichen Betrieb und zusätzlich als Landarbeiter tätig sei. Durch diese Arbeiten habe er auch seinen Lebensunterhalt bestritten. Die zuerkannte Rente nach einer MdE um 40 v. H. berücksichtige daher die gesundheitliche Beeinträchtigung des Klägers wie auch ihre Auswirkungen in bezug auf das allgemeine Erwerbsleben angemessen und ausreichend. Das beklagte Land vertrat die Meinung, ein Beschädigter sei in seinem Beruf nur dann besonders betroffen, wenn zu der in jeder Festsetzung der MdE bereits eingeschlossenen Beeinträchtigung des Beschädigten im allgemeinen Erwerbsleben noch eine darüber hinausgehende, den Beschädigten in seinem speziellen Beruf noch besonders hart treffende Beeinträchtigung hinzutrete. Mit Recht werde daher gefordert, daß es sich um einen Beruf mit Spezialausbildung oder mit besonderem wirtschaftlichem Niveau handeln müsse, wenn er im Rahmen des § 30 Abs. 1 BVG Berücksichtigung finden solle. Es komme bei Handarbeitern also darauf an, ob der ausgeübte Beruf des Handwerkers oder Handarbeiters eine besondere Fähigkeit und Geschicklichkeit erfordere und ob gerade diese infolge der Schädigung nicht mehr angewandt werden könne. Bei Landwirten entfalle diese Voraussetzung, da die Arbeit des Landwirts der Tätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsfeld entspreche. So hatte das Landessozialgericht des betreffenden Landes auch bisher entschieden.

Das BSG hat das Urteil des LSG aufgehoben und es dahingestellt sein lassen, ob der Kläger einen sozialen Abstieg erlitten hat oder seinen vor der Schädigung ausgeübten Beruf nicht mehr ausübt. Es hat weiter ausgeführt: „Der Kläger ist nach den bindenden Feststellungen des LSG durch die Schädigungsfolgen im allgemeinen Erwerbsleben um 40 v. H. in seiner Erwerbsfähigkeit gemindert. Er kann alle schweren körperlichen Arbeiten und Arbeiten im Freien bei schlechter Witterung durch die Art seiner Schädigung nicht mehr ausüben, ist also demnach nur noch fähig, leichte bis mittelschwere Arbeiten und diese im wesentlichen auch nur in geschlossenen Räumen auszuführen. Eine solche körperliche Beeinträchtigung mindert den Kläger nach der Auffassung des Senats durch die Art seiner Schädigung in seinem Beruf in einem erheblich höheren Grad als im allgemeinen Erwerbsleben.

Im allgemeinen Erwerbsleben, das nach § 30, Abs. 1 BVG regelmäßig die Grundlage für die Bemessung der Höhe der MdE bildet, werden so schwere körperliche Arbeiten, wie sie in der Landwirtschaft regelmäßig anfallen, insbesondere schwere Arbeiten bei jeder Witterung im Freien, infolge weitgehender Automation und der Technisierung und Rationalisierung, die heute in den Betrieben schon wegen des allgemeinen Kräftemangels weitgehend durchgeführt sind, schlechthin nicht gefordert. Ein Beschädigter, der durch die Schädigungsfolgen im allgemeinen Erwerbsleben wie der Kläger — um 40 v. H. erwerbsgemindert ist, muß daher in seinem Beruf in höherem Maße erwerbsgemindert sein, wenn er die in seinem Beruf schlechthin geforderten schweren körperlichen Arbeiten, dazu bei jeder Witterung im Freien, nicht verrichten kann, dagegen eine Tätigkeit im allgemeinen Erwerbsleben im Rahmen der technisierten Wirtschaft auch noch durch Arbeiten mittlerer und leichter Art ausüben kann. Demnach reicht die für die körperliche Beeinträchtigung im allgemeinen Erwerbsleben festgesetzte MdE um 40 v. H. nicht aus, um die besonderen Nachteile, die durch die Art der Schädigung in dem Beruf des Klägers bedingt sind, auszugleichen. Der Kläger ist daher i. S. des § 30 Abs. 2 Buchst. b BVG in seinem Beruf in einem höheren Grade durch die Art der Schädigung erwerbsgemindert, als im allgemeinen Erwerbsleben.

Da dieses Urteil für viele kriegsbeschädigte Landwirte und Landarbeiter Bedeutung hat, empfehlen wir, in ähnlich gelagerten Fällen Anträge auf Erhöhung der MdE wegen besonderer Berufsbetroffenheit beim zuständigen Versorgungsamt zu stellen.

Moskau gegen „unbotmäßige" Künstler!

M. Moskau. Die „Komsomolskaja Prawda", das Blatt der bolschewistischen Staatsjugend, führt heute eine Attacke gegen „jene vorwiegend junge Künstler" in der Sowjetunion, die sich „von der ideellen Beeinflussung" durch die Partei „isolieren wollen, ihr künstlerisches Schaffen von der Politik trennen und sich nur auf ihren eigenen Geschmack verlassen".

Das rote Regime als Auftraggeber der Künstler bejahe zwar die Freiheit des künstlerischen Schaffens, könne sich aber mit einem „Chaos in der Kunst" nicht abfinden. Weder dürfe die Kunst „apolitisch" sein, noch dürfe einer prinzipienlosen Geschmacksmeierei" Platz gegeben werden.

Besonders heftige Angriffe richtet die „Komsomolskaja Prawda" gegen die „Abstraktionisten", deren Bilder bereits von Chruschtschew beim Besuch einer Moskauer Kunstausstellung scharf gerügt worden sind. Diese „Abstraktionisten" stünden „außerhalb jeder Kunst". Die Quellen für ihr „Pseudoneurertum sind im Westen zu suchen". Das „schäbige Nachäffen westlicher Kunstmoden" könne den Künstler nur vom Sowjetvolke „wegführen".

Deutsche Gräber verkommen

M. Warschau. Nachdem sich eine Bewohnerin Warschaus vor einiger Zeit in einer Leserzuschrift an den katholischen „Tygodnik Powszechny" dafür ausgesprochen hatte, die deutschen Gräber in den Oder-Neiße-Gebieten zu pflegen und zu erhalten, veröffentlicht das Blatt in seiner neuesten Ausgabe zwei weitere Leserzuschriften, die in dieser Frage eine diametral entgegengesetzte Haltung einnehmen.

Ihre Verfasser vertreten die Ansicht, daß eine solche Aktion lediglich dazu angetan sein würde, „die unvermeidliche Agonie der deutschen Friedhöfe zu verlängern". Man müsse zugeben, daß es „unmöglich sei, alle deutschen Gräber in den Westgebieten zu pflegen". Dies sei allein schon aus materiellen Gründen ausgeschlossen. „Das Schicksal der deutschen Friedhöfe ist entschieden." Statt sie zu pflegen, sei es wertvoller, „für jene zu beten, die einst hier gelebt haben und die niemals wiederkehren werden". (!) Die zweite Leserzuschrift verneint grundsätzlich die Notwendigkeit, die „Denkmäler der grausamen Vergangenheit und den Staub der Kulturträger" zu pflegen.

Alkoholiker vor Gericht

Allenstein hvp. Gerichtsverhandlungen, in deren Mittelpunkt durch Alkoholiker hervorgerufene Schlägereien und Überfälle stehen, häufen sich gegenwärtig im polnisch verwalteten Ostpreußen. Das KP-Blatt „Glos Olsztynski" berichtet über zahlreiche Fälle von Trunksucht, die dazu geführt haben, daß die Alkoholiker-Heime und Entziehungsanstalten in Ostpreußen zur Zeit überfüllt sind.

Die Zusammenstöße und Schlägereien in Allensteiner Gasthäusern hätten ein Ausmaß erreicht, das nicht länger mit den bisher angewandten Mitteln eingedämmt werden könnte, stellt ein Reporter des „Glos Olsztynski" des weiteren fest. Rundfunk und Presse hätten sich jetzt so oft mit den — hauptsächlich durch Betrunkene verursachten — Vorkommnissen befaßt, daß es an der Zeit sei, einzuschreiten.

In einem einzigen Monat mußte die Allensteiner Miliz in 38 Fällen in verschiedenen Lokalen gegen Trunkenbolde und Unruhestifter vorgehen; in 23 Fällen wurden Alkoholiker verhaftet, in acht weiteren Fällen wurden ganze Gruppen von Schlägern und Radaubrüdern festgesetzt. Dies sei aber nur ein Teil der Vorkommnisse, da die Miliz sehr häufig nicht informiert werde oder erst zu spät an den Schauplätzen von Schlägereien und Unruhen eintreffe.

Die häufigsten Zusammenstöße ereignen sich in den Nachtlokalen in der Zeit zwischen 22 und 2 Uhr morgens. An ihnen sind — lt. „Glos Olsztynski" — „viele arbeitsscheue Elemente" beteiligt, aber auch „verhältnismäßig häufig Personen in verantwortlichen Stellungen".

Rückgang der Fischfänge

Stettin (jon). Der tägliche Durchschnittsfang eines polnischen Trawlers in der Nordsee betrug noch im Jahre 1959 rund 7300 kg Fisch. In der ersten Hälfte dieses Jahres fiel er bis auf 4400 kg. Diesen alarmierenden Bericht veröffentlicht die Zeitung „Glos Szczecinski". Die gesamte Fischfangflotte in den polnisch besetzten ostdeutschen Häfen befinde sich auf dem absteigenden Ast ihrer wirtschaftlichen Erfolge, heißt es dann weiter in dem Bericht. Das eingeplante Fischfangsoll kann von den Fischdampfern prinzipiell nicht mehr erfüllt werden. Die Zeitung fordert, daß die polnische Regierung so schnell wie möglich eine Hochseefangflotte aufbaut, damit wenigstens die gegenwärtigen Fangergebnisse gehalten werden können. „Die polnischen Fischdampfer müssen dringend in entferntere Fanggebiete hinausfahren."

Hier irrt Kennedy

bk. Amerika hat in letzter Zeit Nasenstüber über Nasenstüber an seine europäischen Partner verteilt. Bundy, Acheson, McNamara, Rusk haben den Europäern die Leviten gelesen. Schließlich schaltete sich auch Präsident Kennedy ein und faßte alles noch einmal — zu einer geballten Ladung sozusagen — zusammen. Dabei wurde deutlicher als je zuvor, wie der Ausgang der Kuba-Krise sein Selbstbewußtsein gesteigert hat. Freilich bekommen das zunächst mehr die Verbündeten als die Gegner zu spüren. Keine amerikanische Hilfe für europäische Atomwaffen, aber dafür erhöhte europäische Anstrengungen in der konventionellen Rüstung — nun, man kennt das inzwischen. Amerika hat — mit Recht — seine Ansichten. Die Europäer haben — mit Recht — ihre eigenen Vorstellungen.

Aber was Kennedy den deutschen Ohren vorsetzte war alarmierender als alles andere zuvor. Darum ist es angebracht, ihm in aller Offenheit den deutschen Standpunkt entgegenzustellen. Kennedy unterstrich erneut die lebenswichtigen Interessen der Vereinigten Staaten in West-Berlin. Das ist dankenswert. Aber er räumte dabei ein, daß auch den Sowjets „lebenswichtige Interessen" in der Sowjetzone zugestanden werden müßten.

Hier kommen Gedankengänge zum Vorschein, die auf keinen Fall mit der Wirklichkeit des Völkerrechts und der deutsch-alliierten Verträge in Einklang stehen. Mit anderen Worten: das atomare Gleichgewicht und die gewaltige konventionelle Streitmacht, die Sowjetrußland bis nach Mitteleuropa hinein unterhält, mögen verhindern, daß das, was Recht ist, zur Zeit hergestellt werden kann. Sie können aber auf keinen Fall verhindern, daß es Recht bleibt.

Wie ist es in Wahrheit? Den angeblichen vitalen Interessen des Sowjetimperiums in Mitteldeutschland, die Kennedy apostrophiert, steht das elementare Recht des deutschen Volkes entgegen, als ein Volk in einem Staat nach seinen eigenen Vorstellungen zu leben. Dieses Recht ist von den Alliierten der Bundesrepublik im Deutschlandvertrag ausdrücklich anerkannt worden, und diese Anerkennung ist die Grundlage des Vertragswerkes. Mehr noch: die Alliierten haben sich verpflichtet, an der friedlichen Verwirklichung dieses Rechtes mitzuarbeiten. Wenn aber der Präsident des ausschlaggebenden Verbündeten den Sowjets heute „sehr vitale Interessen" in Deutschland zugesteht, so ist das mit dem Geist der Verträge nicht zu vereinbaren. Es ist vielmehr ein Schlag gegen die bisherige westliche Deutschlandpolitik. Eine Anerkennung der sowjetischen Interessen in Deutschland, eine Einigung mit Moskau auf der Basis der deutschen Teilung würden die erklärte und vertraglich festgelegte Deutschlandpolitik nicht nur in Frage, sondern geradezu auf den Kopf stellen. Der Frieden, der das Ziel der Politik Kennedys ist, würde dadurch nicht herbeigeführt

Diese Äußerung des Präsidenten kommt um so überraschender, als einer seiner engsten Berater, der frühere Außenminister Dean Acheson, erst vor wenigen Tagen auf die Notwendigkeit neuer Aktivität in der Deutschland-Politik hingewiesen hatte, was freilich nicht die Billigung des offiziellen Washington fand. Acheson lenkte den Blick wieder auf die anscheinend verlorengegangene Grundwahrheit: daß es gar kein West-Berlin-Problem, sondern nur ein Deutschland-Problem gibt, und daß dies nur auf der Grundlage des Rechtes gelöst werden kann und nur dann, wenn der Westen geschlossen und entschieden das deutsche Recht vertritt.

Lebenswichtige Interessen der Sowjets in Mitteldeutschland? Die deutsche Politik und mit ihr die westliche kann nur ein Ziel haben: den Sowjets klarzumachen, daß den sowjetischen Interessen durch nichts so sehr gedient wird wie durch einen Ausgleich und ein friedliches Zusammenleben mit einem wiedervereinigten friedlichen Deutschland, wozu wir unseren Preis zu zahlen bereit sind. Eine solche Lösung dient zugleich den Interessen der Sowjetunion, Deutschlands, Europas, der ganzen Welt. Sie kann aber nur verwirklicht werden, wenn die lebenswichtigen Interessen und das vitale Recht Deutschlands nicht preisgegeben werden.

Georgine

gegründet Königsberg/Pr. im Jahre 1824

SEIT DER VERTREIBUNG BEILAGE DES OSTPREUSSENBLATTES



Aufgeschlossenes Interesse beim Maschinen-Unterricht für Landarbeiter.

Aufn.: Landwirtschaftskammer Westfalen

FERNSCHULE AUCH FÜR DIE LANDWIRTSCHAFT

DLG-Ausschuß beschäftigte sich schon mit dem Fernschule-Problem

Jeder Mensch ist erst froh, wenn er die Schulen hinter sich hat und hinaustritt in den Ernst des Lebens, von welchem er sich so manches erhofft. Bald stellt sich bei vielen heraus, daß man im Leben trotz aufmerksamen Schulbesuches noch manches zu lernen hat. Aber wie? Nur wenige können nochmals aus dem Beruf heraus und sich auf die Schulbank setzen.

Für alle, die sich weiterbilden wollen, ihr Wissen auffrischen, neue Entwicklungen verstehen wollen, für sie alle bieten sich seit Jahrzehnten die Fernschulen an, sie werden auch „Briefschulen" genannt.

Fernlehrgänge gibt es für die kaufmännischen Berufe und auch für technische Laufbahnen, in neuerer Zeit vermehrt auch als Sprachkurse. Das Alter der Fernschüler reicht vom Gehilfen, der Meister werden will, bis zum Großvater, der „auf der Höhe bleiben" will. Die Teilnehmer erhalten als Arbeitsunterlage Lehrbriefe, die von erstklassigen Fachleuten geschrieben sind. Diese Lehrbriefe müssen im Selbststudium durchgearbeitet werden, damit die am Ende stehenden Fragen beantwortet werden können. Die bearbeiteten schriftlichen Aufgaben werden der Fernschule wieder zugesandt, die sie überprüft und dem Schüler wiederum Hinweise gibt, wenn etwas nicht vollkommen verstanden wurde.

Die Vorteile dieser Methoden liegen auf der Hand: Für jedermann ist auf diese Weise eine Schule erreichbar, ganz gleich, ob er in der Großstadt oder auf dem Dorfe wohnt. Jedermann kann sich für relativ wenig Geld von anerkannten Fachleuten unterrichten lassen. Das Wichtigste ist aber: der Schüler kann sich seine Zeit einteilen, er kann lernen, wenn er Lust, Laune und Freizeit dazu hat.

Fernschulen für die Landwirtschaft sind besonders in solchen Ländern verbreitet, in denen die Landwirte weit entfernt voneinander wohnen; so beispielsweise in Schweden, USA und Australien. Aber auch in der Bundesrepublik gibt es seit einigen Jahren je ein landwirtschaftliches Fernschulinstitut in Mimmenhausen/Bodensee und in Nordhorn/Oldenburg.

Der DLG-Ausschuß für ländliche Erziehung befaßte sich mit der Frage, wieweit die Fernschule bereits als neue Form der Selbstbildung für die ländlichen Menschen eine Bedeutung hat. Verschiedene Gründe sprechen für die Verbreitung dieser Fernschule auch in der Landwirtschaft Westdeutschlands. Die Rationalisierung erlaubt es den Betriebsinhabern immer seltener, für den Besuch eines Fortbildungskurses einige Tage vom Betrieb fernzubleiben. Die Fernschule aber kommt zum Bauern ins Haus. Mancher Landwirt, der in jungen Jahren die Landwirtschaftsschule besucht hat, merkt erst einige Jahre später, wenn er den Hof übernehmen soll oder den Meistertitel anstrebt, daß er sein Fachwissen dringend auffrischen und erweitern muß.

ESEL ALS ELEKTROZAUN-TRÄGER

Die Lehr- und Versuchsstation für Schafzucht in Triesdorf hat einen transportablen Elektrozaun als Reisegerät für die Wanderschäferei, die durch die Ödflächen-Verringerung erheblich an Bedeutung gewonnen hat, entwickelt, mit dessen Hilfe die Schafe nachts eingepfercht werden können; er ersetzt den Schafstall und entbindet den Schäfer durch die Einrichtung einer Warnsirene mit einer Lautstärke von 150 Phon von der nächtlichen Wache.

Das gesamte Zaunmaterial, bestehend aus acht elektrisierenden und fünf gewönlichen Weidezaun-Pfählen mit Ringisolatoren, den entsprechenden Batterien, die Hüttenschnur aus Perlon und sonstige Utensilien haben in Satteltaschen, die ein mitziehender Esel tragen kann, Platz. Die Stromzuführung einer Batterie, die bei täglich 12stündiger Benutzung für sechs Monate ausreicht, erfolgt durch ein isoliertes Kabel. Das Zusatz-Warngerät ertönt bei jedem Einbruch in den Pferch, also auch von streunenden Hunden. Die Ausrüstung kann einen 500 qm großen Pferch für etwa 450 Schafe umspannen.

Wie die Erfahrungen gezeigt haben, schläft der Esel gern mit den Schafen im Pferch und beginnt sogar zu schreien, wenn man ihn von seinen Schafen trennen will.

● *Rund 10 Millionen ha Land der bisherigen Latifundien wurden in Mexiko auf die Bauern aufgeteilt. Soweit es sich um Privatbesitz handelte, erfolgte eine volle Entschädigung.*

FÜR SIE NOTIERT ...

5,7 Millionen ha Wald sollen in jährlichen Raten von rund 57 000 ha in den nächsten 100 Jahren in Spanien aufgeforstet werden.

10 kg Kartoffeln enthalten 1 kg Stärke, 62,5 Gramm Fett, das verdauliche Eiweiß in der Menge von 28 Hühnereiern, Vitamin C in der Menge des Saftes von 47 Zitronen und Vitamine B 1 und B 2 in der Menge von 2,8 kg Vollkornbrot sowie 140 Gramm Zucker und andere wichtige Nährstoffe

Durch die Zuchtleistungsprüfungen wurden im Jahre 1961 in der Bundesrepublik 24 154 Sauen mit 47 339 Würfen erfaßt. Die Durchschnitts-Jahresleistung je geprüfter Sau betrug 1,96 Würfe, bei denen 18,6 der 21,9 geborenen Ferkel aufgezogen wurden.

Der Verbrauch an pasteurisierter Milch in verkaufsfertigen Packungen stieg im letzten Jahr in der Bundesrepublik um 11,7 v. H., während der Verkauf der losen Milch um 4,7 v. H. zurückging.

Ein Studium für Hauswirtschafts- und Ernährungswissenschaft ist an der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Gießen geschaffen worden.

Durch eine 12 km lange Pipeline wird im USA-Staat Maine der verflüssigte Holzschliff in eine Papierfabrik geleitet.

10 Prozent der Gesamt-Erzeugungskosten bei der Schweinemast entfallen auf die Arbeitskosten.

Die nächste DLG-Wanderausstellung soll im Mai 1964 in Hannover auf dem Messegelände stattfinden.

Einen Fachtierarzt für Haustierbesamung und Fortpflanzungsstörungen hat die Tierärztekammer Schleswig-Holstein geschaffen. Vierjährige Tätigkeit auf dem Gebiet der Haustierbesamung, davon mindestens ein Jahr in einer als Ausbildungsstätte staatlich anerkannten Besamungsstelle, und ein halbes Jahr in einem Fachinstitut für Haustierbesamung oder bei einem Tierzuchtamt, Tierzuchtinstitut bzw. einer Bullenprüfungsstelle sind die Voraussetzung

Waldbesitzer sind in Schweden 54 v. H aller landwirtschaftlichen Betriebe (238 858) mit einer landwirtschaftlichen Nutzfläche von 2 ha und mehr.

Der dänische Schlepperbestand beträgt 136 500 Stück. Der Zuwachs prozentual ist abnehmend, woraus geschlossen wird, daß sich in Dänemark der Schlepperbestand seinem Sättigungspunkt nähert.

Für die vertriebenen Landwirte sind nach amtlichen Statistiken in der Bundesrepublik von 1949 bis 30. Juni 1962 im Rahmen der Eingliederung rund 4,5 Milliarden öffentlicher Mittel verwendet worden. 136 362 vertriebene oder geflüchtete Landwirte erhielten Voll- oder Nebenerwerbsstellen mit einer Gesamtfläche von 587 709 ha. Die Zahl der Neusiedlerstellen beträgt 71 569.

Ein Mastleistungsbuch für Eber wurde neben den bestehenden Zucht- und Elite-Leistungsbüchern auf Beschluß der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schweinezüchter eröffnet. Es kommen Eber zur Eintragung, deren Nachkommengruppen einen bestimmten Mindest-Mast- und Schlachtleistungsnachweis erbracht haben.

Die Fliegen als Seuchenträger im Stall

Ohne Fliegenbekämpfung ist keine Stallhygiene durchführbar

Geheimnisvolle Fliegenspuren offenbaren sich dem Wissenschaftler im Laboratorium. Aus jedem Auftritt eines Fliegenbeines auf der Nährstoffplatte entsteht eine Bakterienkolonie. Diese Fußspuren sind der Beweis: an einem Fliegenbein haften ungezählte Bakterien, Viren und Fäulniserreger. Über die verhängnisvolle Rolle der Zweiflügler als Krankheitsüberträger und so als unmittelbare Gefahr für den Menschen ist schon viel gesagt worden. Über die Bedeutung der Fliege bei der Übertragung von Viehseuchen ist bei den Nichtfachleuten noch wenig bekannt. Dieses Thema hat die Bayer-Zeitschrift „Pflanzenschutz-Kurier" aufgegriffen.

In allen Ländern mit entwickelter Milchwirtschaft ist die außerordentlich ansteckende Euterinfektion bekannt: der Gelbe Galt. Er führt häufig zum völligen Versiegen der Milchbahnen und wird durch Streptokokken hervorgerufen. Fliegen nehmen den Infektionsstoff auf und bringen ihn an gesunde Kühe heran.

Das Fliegen auch als Verbreiter der Rinder-Tuberkulose und der Brucellose, d. h. dem seuchenhaften Verkalben, eine Rolle spielen, ist erwiesen.

An der Verbreitung der Maul- und Klauenseuche ist die Fliege auch mit Sicherheit beteiligt; denn sie treibt sich besonders gerne auf den entzündeten Körperpartien — in diesem Falle auf der Haut und an den Klauen — herum.

Durch die großen Fortschritte der Veterinärmedizin ist es gelungen, das Vieh mehr als bisher vor Infektionen zu schützen, zu heilen oder gesund zu erhalten. Die moderne Stallhygiene ist aber heute ohne wirksame Fliegenbekämpfung undenkbar. Einfache Methoden, die in Millionen Ställen vieler Länder erprobt wurden, machen es leicht, die Fliegen niederzuhalten. Zu dem Muscaron-Fliegenstreifen, der im Abstand von 1 m parallel an der Decke aufgespannt wird, hat sich das Anstrich-Präparat Tugon-Fliegentod gesellt, das sich vor allem für Ställe mit niedrigen Decken oder mit starker Zugluft eignet.



11 Briefmarken aus Europa, Asien und Amerika stellen die Pferdezucht durch ihre Motive heraus. Es gibt eine große Anzahl von Briefmarkensammlern, die ihre Sammlung nach dem Motiv „Pferd" aufgebaut haben.

Klimaanlage im Hühnerstall kein Luxus

Neue Wege bei der Bekämpfung von Geflügelkrankheiten

Schlechte Luft ist das Kennzeichen vieler Hühnerställe. Sie enthält neben schweren Gasen, wie insbesondere Schwefelwasserstoff, über deren Entstehung es noch keine genauen Angaben gibt, vor allem Ammoniakgase, die aus der feuchten und klumpig verkoteten Dauereinstreu aufsteigen und Krankheiten verursachen, die dann wieder mit teuren Medikamenten bekämpft werden müssen. Das Grundübel ist eine zu hohe Luftfeuchtigkeit bei unregelmäßigen Temperaturen, die die bakterielle Umsetzung des Kotes beschleunigt, so daß die entstehenden Gase den Sauerstoffgehalt der Luft beeinträchtigen.

Auf verschiedenen Wegen bemüht sich die landwirtschaftliche Bautechnik dem Übel beizukommen. Speziell für die der Kokzidiose besonders ausgesetzten Küken wurde die ogenannte „Kükenbühne" entwickelt, ein allseits geschlossener Lattensitzrost mit sanft ansteigendem Laufgitter, der etwa 20 Zentimeter hoch ist, auf dem die Tiere in sauerstoffreicher Luft sitzen können.

Unter extremen Schweizer Klimabedingungen wurde vor allem für die Hühnermast ein Doppelraumstall mit einem zentralen Raum für zwei Klimaanlagen erprobt. Eine Klimaanlage ist mit einer Ölheizung gekoppelt, die andere befördert unbeheizte Frischluft in den Stall, was für die Hühnerhaltung von besonderer Wichtigkeit ist, da die Tiere zu Beginn der Mast ein großes Wärmebedürfnis haben, gegen Ende der Mast aber viel Frischluft benötigen.

Aber auch in ganz gewöhnlichen Ställen lassen sich Klima und Hygiene wirksam beeinflussen. Durch Einstreu von Superphosphat gelang es Dr. H. Wirth, Hamburg, den Ammoniakgehalt der Stalluft bis zu 50 Prozent der in den Kontrollställen vorgefundenen Werte abzusenken; die relative Luftfeuchtigkeit in verringerte sich um 10 Prozent. Die Feuchtigkeit in der Dauereinstreu ließ sich mit Superphosphat allerdings nur vermindern, wenn man auf die Einstreu von grobem Torf verzichtete. Eine tägliche Einstreu von 50 Gramm Superphosphat pro Quadratmeter Stallgrundfläche wurde in der Versuchsreihe auch noch von wachsenden Küken vertragen. Coccidien- und Wurmbesatz ließen sichtlich nach. Sozusagen als „Nebenprodukt" ergab sich durch die Anreicherung der Dauerstreu und des reinen Kotes mit Phosphorsäure eine bessere Qualität des Düngers.

● *In einem Darmstädter Institut werden im Rahmen der biologischen Schädlingsbekämpfung aus dem südlichen Kanada importierte Raubwanzen gezüchtet, die als Kartoffelkäferfeinde gelten. Auch in Polen, Ungarn und Frankreich werden mit Ablegerzuchten aus Darmstadt Versuche in der Bekämpfung des Kartoffelkäfers gemacht.*



Zweireihige Pflanzmaschine mit aufgebautem Wasserbehälter. Die hohen Spurkränze der Laufräder ermöglichen auch den Einsatz am Hang. Aufn.: Werkbild

Neues aus der Landtechnik

Die Mechanisierung des Setzens von Pflanzen

Es ist in der Landwirtschaft vielfach nicht bekannt, daß bahnbrechende Erfindungen in der Landtechnik oft nicht von Ingenieuren erdacht wurden, sondern aus der landwirtschaftlichen Praxis heraus geboren wurden.

Ein Beispiel dafür bietet die Erfindung des Bauern Heinrich Weiste aus Sieningsen bei Soest. Er betrieb einen sehr intensiven Gemüsebau, und wenn auch das Arbeitskräfteproblem noch nicht die Bedeutung hatte wie heute, so gehörte doch das Setzen von Pflanzen mit der Hand zu den anstrengendsten Arbeiten. Weiste entwickelte eine einfache Pflanzmaschine, die dann weiter vervollkommnet wurde; sie ist heute unter dem Namen „Accord" in der ganzen Welt bekannt. Es ist verständlich, daß sie auch mancherlei Nachahmungen gefunden hat. Das Accord-Gerät zieht mit einem unten offenen kastenförmigen Hohlschar zunächst eine Rille, in die der auf der Maschine sitzende Pflanzer die Pflanzen einlegt. Das Entscheidende an der Erfindung von Weiste ist nun die Tatsache, daß die in die Rille gehaltene Pflanze durch das Gewicht der aufsitzenden Person fest angedrückt wird, indem das Gerät auf zwei etwas geneigt zueinander angeordneten Rollen geführt wird. Die so gesetzten Pflanzen sitzen sehr gut im Boden fest. Da durch die Andrückrollen je nach Bodenart Rillen im Acker entstehen, sind hinter dem Pflanzgerät zwei abgewinkelte Flacheisen angebracht, die lose über den Boden streifen und das Erdreich wieder glatt kratzen und dabei etwas lockeren Boden an die Pflänzchen heranbringen.

Der Abstand der Pflanzen in der Reihe wird durch ein Klopfzeichen geregelt, das durch einen hinter der Maschine laufenden Zinkenstern ausgelöst wird. Die Länge der Zinken ist beliebig veränderlich, so daß man den jeweils gewünschten Abstand der Pflanzen einstellen kann. Die einzelnen Pflanzapparate werden bis zu 5 am Schlepper angehängt oder in den hydraulischen Kraftheber genommen. Der Schlepper soll dabei je nach Abstand der Pflanzen einen sog. Kriechgang haben, der bis etwa 0,3 km je Stunde heruntergehen soll. Die Industrie bietet ihre Schlepper mit derartigen Getrieben an, und wenn man solche Maschinen einsetzen will, sollte man unbedingt darauf achten, daß diese langsame Geschwindigkeit bei voller Motordrehzahl erreicht wird und nicht durch ein Fahren mit „halbem Gas". Unsere Dieselmotoren haben es bekanntlich nicht gern, wenn sie längere Zeit mit gedrosselter Drehzahl laufen müssen, da dann die erforderliche Betriebstemperatur nicht erreicht wird.

Um nun das Bücken beim Einsetzen der Pflanzen zu vermeiden, baute Weiste in die einzelnen Pflanzapparate Mitnehmerscheiben aus dünnem Stahlblech ein, die oben etwas auseinander stehen, so daß der Bedienungsmann die Pflanzen zwischen die sich drehenden Scheiben legt. Diese klemmen die Pflanze ein, nehmen sie mit auf den Boden und lassen sie unten im rechten Augenblick los, so daß sie von den Rollen angedrückt werden können. Mit diesem Hilfsmittel ist es der Bedienungsperson möglich, aufrecht zu sitzen und in bequemer Haltung zu arbeiten.

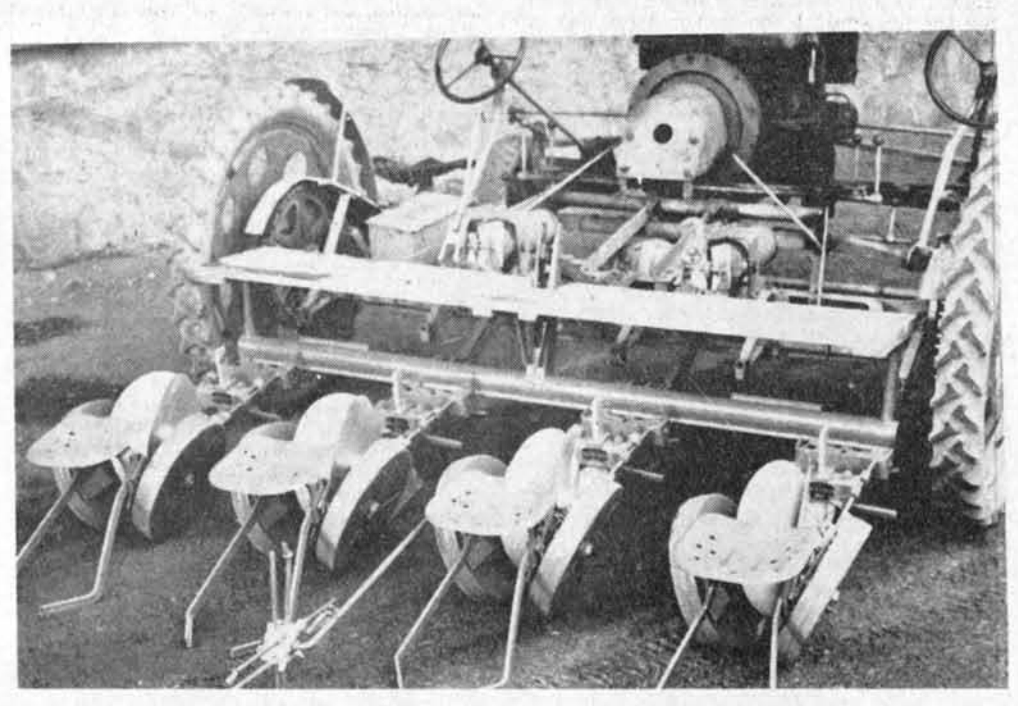
Um weitere Einsatzmöglichkeiten für die Maschinen zu schaffen, wurde sie durch entsprechende Umbauten auch für das Pflanzen von Stecklingen sowie zum Legen von Kartoffeln eingerichtet. In einem aufgebauten Faß kann Wasser mitgeführt werden, so daß mittels einer Pumpe zu jeder Pflanze ein Guß Wasser gegeben werden kann, um auch bei ungünstigem Pflanzwetter das Anwachsen der Pflanzen zu erreichen. Die weitere Entwicklung brachte dann Vorrichtungen zur Reihendüngung, die bei manchen Gemüsearten beachtliche Ertragssteigerungen möglich macht.

Ein bedeutsamer Fortschritt ergab sich dadurch, daß man derartige Maschinen auch für das Aussetzen von Topfballen-Pflanzen geeignet machen konnte. Die Herstellung von Topfballen hat man längst mechanisiert, zumal die Vorteile auf der Hand liegen, wenn man an Stelle von gezogenen Pflanzen gut durchwurzelte Topfballen auspflanzt. Er war deshalb verständlich, daß sich die Hersteller von Pflanzmaschinen bemühten, ihre Maschinen auch zum Topfballen-Pflanzen einzurichten. Bei den meisten derartigen Maschinen werden die Pflanzen mittels Zangen oder Klappgreifern gehalten und nach unten transportiert, wo sie in der bekannten Art angedrückt werden.

Recht interessant sind Versuche, auch Maispflanzen in Beeten anzuziehen und dann maschinell einzupflanzen. Man könnte, wenn das Verfahren sich bewährt, die Vegetationszeit um einige Wochen verkürzen und den Anbau von Körnermais auch in solche Gebiete vortragen, in denen der normale Anbau nicht möglich ist.

Im Ausland werden Pflanzmaschinen nicht nur zum Setzen von Gemüse aller Art verwendet, sondern auch zum Pflanzen von jungen Sträuchern; eine besondere Bedeutung haben sie vor allem in Norditalien für das Pflanzen von Reis bekommen. Gerade über die Maschine von Weiste liegen aus einer ganzen Reihe von Ländern Berichte über Prüfungen vor, bei denen man je Reihe bis zu 2500 Pflanzen in der Stunde ausgebracht hat, was gegenüber der Handpflanzung etwa die 7- bis 8fache Leistung bedeutet.

Dr. Meyer-Rotthalmünster

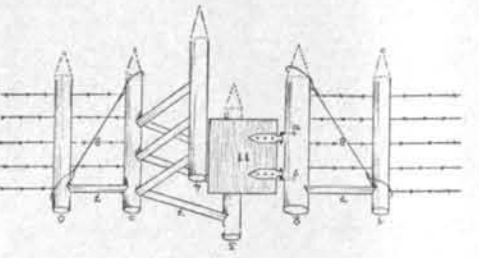


Vierreihige Gemüsepflanzmaschine mit dem Taktgeber, der den Abstand in den Reihen festlegt. Die Pflanzapparate sind an die motorisierte Schmotzer-Hackmaschine angebaut. Aufn.: Werkbild

Weidezäune sind eine Visitenkarte

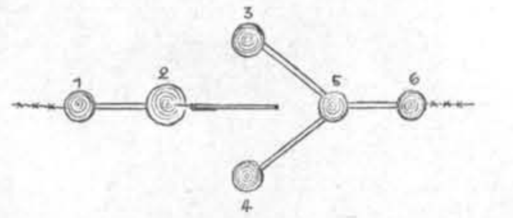
Fußgänger-Pforte und Weidengartentor für Fuhrwerke

Angeregt durch den Artikel „Weidezäune sind eine Visitenkarte!" in der Oktober-Georgine übersende ich zwei Skizzen nebst Beschreibung, und zwar 1. Fußgänger-Pforte für Weide-, Obst- und Gemüsegärten und 2. Weidegartentor für Fuhrwerke und Vieh. Es dürfte bestimmt mancher Bauer zur Nachahmung angeregt werden. Wird für die nur wenigen gebrauchten Pfähle Eichenholz oder anderes Hartholz ver-



Fußgänger-Pforte für Weide-, Obst- und Gemüsegärten. Zeichenerklärung: 1-6 eingerammte Eichenpfähle, 7 etwa 80 cm lange Pfahlverstre-besonders haltbar, 8 Drahtverstrebung für Pfahl bungen, durch Einkerbung und Festnagelung 1 und 6, 9 und 10 Stützhaken bzw. Halter für die Tür, 11 Türe, die gegen die Pfähle 3 und 4 von innen anschlägt.

wendet, werden diese gar noch imprägniert, so ist das Problem um praktische Tore an Weidegärten für sehr lange Zeit leicht gelöst. Diese Tore haben sich auf meinem ostpreußischen Gut Neuweide ausgezeichnet bewährt. Die eine Skizze zeigt eine leicht herzurichtende Pforte für Fußgänger. Besonders praktisch ist diese als Ein-

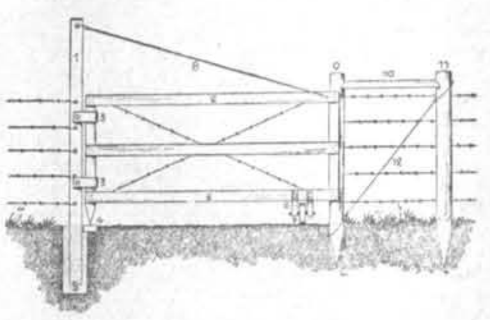


Der Grundriß der Pfähle der Fußgängerpforte. Die Zeichenerklärung siehe beim oberen Bild.

gang zum Weidegarten, weil sie das beschwerliche Öffnen der meist unhandlichen, schweren Tore für Fuhrwerke und Vieh erübrigt. Setzt man die Pfähle 3 und 4 mit einem Abstand von 1,25 bis 1,50 m voneinander, so ist ein Durchgehen um die Pendeltüre selbst mit Eimern oder sonstigen größeren Gegenständen gut möglich, ohne die Hände zum Öffnen zu gebrauchen.

Um das Herausheben der Türe 2, was im Viehgarten durch Heruntersteckcn der Köpfe durch die Tiere passieren kann, zu verhindern, schlage man den oberen Türhalter 9 mit dem Haken nach unten zeigend in den Pfahl 2. Ein Anschließen der Tür ist nicht notwendig, da diese gegen die Pfosten 3 und 4 anschlägt, so daß ein Tier zwar in das Tordreieck etwas hineintreten, jedoch nicht die Tür umgehen kann. Soll das Hineintreten der Tiere verhindert werden, so läßt sich die Tür durch irgendeine handliche Vorrichtung, Kette oder Überwurf an dem nach dem Inneren der Koppel stehenden Pfahl, befestigen. Bei Vorhandensein einer solchen Pforte erübrigt sich das namentlich für ältere Personen beschwerliche Übersteigen oder Kriechen durch den Drahtzaun. Überdies erspart man oft unvermeidliche Beschädigung der Kleider bzw. Verletzungen am Körper oder eventuellen Schlag beim Elektrozaun.

Die Vorzüge des Tores (2. Skizze) sind. Wird der eiserne Torständer 1 in etwa 80 cm tiefen



Weidetor für Vieh und Fuhrwerke. Zeichenerklärung: 1 Torständer aus Feldbahnschiene oder Eisenrohr, 2 Torrahmen aus Hartholz oder Flacheisen, 3 zwei Schellen aus starkem Bandeisen, die um das linke Torseitenstück gehen und in denen der Torrahmen drehbar ist, 4 flacher Stein oder Hartholzklotz zum Aufsetzen des verlängerten, linken Torrahmenendstückes, — Zementbeton, etwa 80 cm tief, 6 zwei eiserne Halter für das Rad 7, 7 Eisenrad mit Achse, die durch die zwei Halter 6 reicht, 8 Drahtseil oder doppelter Draht zum wagerechten Halten des Torrahmens, falls Rad 7 und dessen Halter 6 defekt werden sollten, als Vorbeuge!, 9 Pfahl, an den der Torrahmens chlägt, 10 in die Dreieckeinschnitte der Pfähle 9 und 11 festgenagelte Verstrebung beider Pfähle, 11 erster Pfahl vom Torpfosten nur etwa 80 bis 100 cm entfernt und 12 weitere Verstrebung der Pfähle 9 und 11 aus doppeltem Draht.

Zementbeton gestellt, so steht er dauernd fest und gerade und wird auch durch Frosteinwirkung nicht angehoben. Eventuell kann der in der Skizze mit 9 bezeichnete erste Eckpfahl des Zaunes, der als Eichenpfahl gezeichnet ist, ebenfalls durch einen in Beton gestellten eisernen ersetzt werden. Besteht der Torrahmen 2 aus starkem Hartholz, imprägniert und mit wasserbeständigem Anstrich versehen, dürfte die Anfertigung eines eisernen Rahmens sich erübrigen, zumal da er durch das Rad 7 gestützt wird und sich leicht öffnen läßt. Für die 2 Radstützen 6 nehme man starkes Flacheisen. Gute und haltbare Verstrebung der Eckpfosten ist bei jedem Zaun Grundbedingung. Länger als 80 bis 100 cm sollte die Verstrebung nicht sein. Als Verschluß des Tores dient eine an Pfahl 9 befestigte, um das Endstück des Rahmens 2 reichende Kette zum Einhängen eines Vorhangschlosses, ein eiserner Bügel mit starker Haspe oder eine andere zweckmäßige Vorrichtung.

Das fahrbare Tor, das im Gegensatz zu den üblichen, meist schweren Toren auch von Schwächlingen mühelos bewegt werden kann, dürfte auch wegen der langen Haltbarkeit ohne zeitraubende Reparaturen geschätzt werden.

Otto Quassowsky

● *Von den rund 9000 Dipl.-Landwirten in der Bundesrepublik betätigen sich 50 v. H. mit Aufgaben des Unterrichts und der Beratung, 25 v. H. sind in den landwirtschaftlichen Verwaltungen, 10 Prozent in der wissenschaftlichen Forschung, 6 v. H. im kaufmännischen Bereich und nur 5 v. H. in der landwirtschaftlichen Praxis tätig. 4 v. H. entfallen auf den Agrarjournalismus und sonstige Spezialgebiete.*

Ein interessantes neues Fachbuch: „Landwirtschaftliche Nutztiere"

Ein Lehrbuch für die tierzüchterische Praxis bezeichnet Prof. Dr. John Hammond seine neue Arbeit „Landwirtschaftliche Nutztiere" mit dem Untertitel „Wachstum, Zucht und Vererbung", die in dem bekannten Agrarverlag Paul Parey (2000 Hamburg 1, Spitalerstraße 12) herausgegeben wurde. Prof. Dr. Wolf Herre von der Universität Kiel hat die 3. Auflage dieses interessanten und empfehlenswerten englischen Fachbuch ins Deutsche übertragen.

Prof. Dr. John Hammond sagt zu seinem Buch u. a.: „Der landwirtschaftliche Erfolg der Tierzucht beruht auf der erfolgreichen Erzeugung und besten Entwicklung der jeweils aufeinander folgenden Generationen unserer Haustiere. Die allgemeinen wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Genetik, Fruchtbarkeit, Wachstum und Entwicklung der Tiere sind in diesem Buch skizziert, da die Kenntnis dieser Erscheinungen eine Planung künftiger Generationen gestattet und die Grundlage einer ständigen Verbesserung der praktischen Haustierhaltung ist."

Nach der Behandlung der allgemeinen Prinzipien, wie Fortpflanzung, künstliche Besamung, Sexualhormone, Fruchtbarkeit, Trächtigkeit und Wachstum, sind 15 Seiten dieses 228 Seiten umfassenden Buches mit 199 Abbildungen dem Pferd gewidmet. Die Fragen der Zuchtzeit, Dauer und Häufigkeit der Hitzeperioden, Veränderungen im Ovar während des Zyklus, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, der Hengst und die künstliche Besamung, Trächtigkeitsdiagnose, Dauer der Tragzeit und Wachstum der Fohlen sind die einzelnen Abschnitte des Kapitels über die Pferde.

In einzelnen Abschnitten wird die Zucht der Rinder, Schafe, Schweine und des Geflügels erörtert, während ein besonderer Teil die Bedeutung der Genetik für die Praxis der Haustierzucht behandelt.

Im Schlußkapitel werden die besonderen Probleme der Leistungszucht, auch die der Pferde, angeschnitten.



„Wir möchten dafür einen schönen Spielplatz kaufen." — „Was für dieses Brot? — „Ja Vati hat doch gesagt, daß Onkel Heinz für ein Butterbrot sein schönes Haus gekauft hätte!"

Zeichnung: Heyno Beddig

ENDE DER BEILAGE „GEORGINE"

Verantwortlich für den Inhalt der „Georgine": Mirko Altgayer, 314 Lüneburg, Wedekindstraße 10

Gesundheit aus dem Kochtopf

Zu den mehr als vielfältigen Aufgaben der Hausfrau und Mutter gehört die Gesundheitspflege ihrer Familie. Hausfrau sein, bedeutet einen Kopf wie ein Rathaus haben. Frau Bürgermeisterin muß nicht nur für Ordnung und Sauberkeit ihres kleinen Gemeinwesens sorgen, der Etat muß stimmen, das Haushaltsgeld muß reichen und die Liebe und Fürsorge müssen unerschöpflich sein. Um dem allen gewachsen zu sein, muß die Hausfrau sich dauernd auf dem laufenden halten, Ernährungswissenschaft betreiben, mit Verstand einkaufen und jede Möglichkeit wahrnehmen, sich zu „belernen" und das Gelernte in die Praxis umzusetzen.

Mit der zunehmenden Automatisierung und Technisierung nimmt die körperliche Arbeit immer mehr ab. Die bisherige Leistung des Bauern, Arbeiters und Handwerkers wandelt sich immer mehr zu einer bewegungsarmen, sitzenden Arbeitsweise. Eine vermehrte geistige Konzentration wird erforderlich. Der Muskelarbeiter von früher wird zum Geistesarbeiter und zum Beherrscher der Technik. Dazu kommt die zunehmende Motorisierung, die selbst auf dem Wege zum Arbeitsplatz kaum noch ausreichende Muskelarbeit verlangt.

Diese Umstellung von der körperlichen zur vermehrten geistigen Anspannung erfordert eine Umstellung der Ernährung von der kohlenhydratreichen Kost von früher (Brot, Kartoffeln, Zucker) zur mehr eiweißreichen. Vor allem die hochwertigen tierischen Eiweiße, die vom pflanzlichen Eiweiß glücklich ergänzt werden, müssen sie ersetzen. Daher rührt auch der verminderte Verzehr von Brot und Kartoffeln. Leider ist in diesem Vorgang das Fett nicht einbezogen. Unser Fettverbrauch steigt von Jahr zu Jahr und gilt leider bei vielen Menschen als Gradmesser des sozialen Aufstiegs (Butter statt Margarine und Schmalz). Der starke Fettverbrauch verträgt sich aber nicht mit unserem verminderten Kalorienbedürfnis und führt zu nachhaltigen gesundheitlichen Schäden, wie Herz- und Kreislaufbeschwerden, Übergewicht und Fettsucht. Natürlich sprechen bei der Überernährung noch andere Dinge mit, wie mangelnde körperliche Betätigung außerhalb des Berufs, überholte Traditionen, Erziehungsfehler und auch schlechte Angewohnheiten.

Es wird oft nicht genügend beachtet, daß Vitamine und Mineralstoffe reichlich in der modernen Ernährung vorhanden sein müssen.

Alles das spielt für den überschnell aufschießenden Jugendlichen mit der frühen körperlichen und der nachhinkenden geistigen Reife eine wesentliche Rolle. Es sind Begleiterscheinungen unserer technischen Zivilisation, die Arzt und Eltern mit zunehmender Sorge erfüllen. Deshalb muß in der Kost der Heranwachsenden Eiweiß- und Vitaminreichtum besonders sorgfältig überwacht werden.

Auch die Versorgung des alternden Menschen stellt die Hausfrau vor neue Aufgaben. Im Zeichen der Krankenfürsorge braucht es keine zahnlosen Greisenmünder mehr zu geben, alte Menschen, die sich schließlich von Weißbrot, in Milchkaffee gestippt, ernähren. Auch hier ist eine Ernährungsumstellung dringend erforderlich, was bei den Altchen, vor allem in den Heimen, oft große Schwierigkeiten macht.

Außer der kostbaren Milch, dem Universal-Lebensmittel, von dem jeder täglich einen halben Liter zu sich nehmen sollte, zählen zu den wichtigsten tierischen Eiweißträgern Speisequark und Käse, vor allem die mageren Sorten, Fleisch, Geflügel, Eier und Fisch. Vollkornbrot, Hülsenfrüchte, einige Gemüse und die Pellkartoffel liefern die ergänzenden pflanzlichen Eiweiße.

Über die Erhaltung der Vitamine müßte jede Hausfrau genau Bescheid wissen. Leider sind diese Kenntnisse noch immer nicht Allgemeingut. Viel frisches Obst ist kein Luxus, trotz der hohen Preise. Frischkost von Gemüse wird oft noch als „Kaninchenfutter" verächtlich gemacht. Dabei braucht man davon nur ein Drittel dessen, was wir zum Kochen kaufen müßten, ganz zu schweigen von der Stromersparnis. Wie viele Hausfrauen mögen wohl heute noch ihren Sauerkohl drei Stunden kochen, statt ihn zu rohköstlichem Salat zu verzaubern!

Das gehört genau so zum Kapitel der schlechten Traditionen, wie die angebliche Abneigung gegen Fisch. Das setzt sich von den Eltern auf die Kinder fort. Und wenn dann der Junge Soldat wird, gibt er seine Fischportion wieder zurück (von 600 Fischportionen bei der Bundeswehr werden etwa 400 nicht gegessen und wandern in den Trankeimer!), er ersetzt sie in der Stube durch selbstgeschmurgelte Spiegeleier und bedenkt nicht, wie er sich selbst schädigt!

Und wie ist es mit dem Kleinvolk? Mancher Dittchen wandert für Süßigkeiten in den Laden, wieviel Eis wird im Sommer verschleckert — aber zu Hause hat man dann keinen Hunger mehr! Die lieben Eltern drücken ein Auge zu, statt kategorisch zu verlangen: Es wird von allem gegessen, was auf den Tisch kommt, auch wenn etwas nicht gern gegessen wird! Eins kann Mutter für das Süßigkeitverlangen ihrer Kinder tun: ihnen ein Glas Honig hinstellen, von dem sie beliebig schleckern dürfen. Es braucht kein teurer Honig zu sein — er ist in jedem Falle ein wahres Lebenselexier. Mit Süßigkeiten bei den Kindern sparsam, mit Honig verschwenderisch umgehen!

Nun noch einige jahreszeitliche Rezepthinweise. Denken Sie bitte daran, daß P e l l k a r t o f f e l n m i t Q u a r k eines der hochwertigsten Gerichte sind, die wir überhaupt haben. Man schmeckt die Glumse ab mit Tomatenmark, mit Gurke (frisch oder eingelegt) mit geriebenem Käse, Meerrettich, geriebenen Mohrrüben, Äpfeln, Kräutern (Petersilie und Schnittlauch gibt's das ganze Jahr über), Rettich, Kümmel, Hering, selbst Rote Beete paßt dazu.

Blumenkohl mit Chicorée und Tomatenquark: Einen schönen Blumenkohl nicht zu weich kochen und in einer Schüssel mit einer gut abgeschmeckten Salatsoße aus Essig oder Zitrone, Salz, Zucker, Öl gut durchziehen lassen. Chicoréestangen putzen, den bitteren Kern herausschälen, längs halbieren und sie genau so marinieren wie den Kohl. Speisequark durch ein Sieb streichen, mit Tomatenmark, etwas Dosenmilch, Zucker, Salz, Paprika zu einer glatten Masse verrühren. Den Blumenkohl auf das eine Ende einer länglichen Platte auf Salatblätter betten, mit den Chicoréestangen garnieren, die mit der Glumsmasse gespritzt werden. Man gibt dazu eine Quarksoße mit Kräutern, zu der man den Quark durch ein Sieb streicht und mit Milch, Salz, Zucker, Zitronensaft und viel gewiegten Kräutern zu einer dicklichen Soße glatt rührt.

Rotbarsch im Grünen: Ein Kilo Rotbarschfilet wird gesäubert und gesäuert, in handbreite Stücke geschnitten, auf der rauhen Seite mit geriebenem Käse dick bestreut und aufgerollt. In eine flache Pfanne gibt man eine Lage fertig gemachten Spinat (eine Tiefkühlpackung) und setzt darauf dicht bei dicht die Fischröllchen. Das Ganze wird nochmals mit Käse bestreut, mit Tomatentupfen und Butterflöckchen verschönt und 20 Minuten im Ofen überbacken.

M a r g a r e t e H a s l i n g e r

Der Brummtopf geht um

Ich war kaum fünf Jahre alt, als ich in Podlechen (dieses kleine Podlechen grenzt an meinen Heimatort Korschen) bei Tante und Onkel zu Besuch war. Es muß um die Zeit zwischen den Weihnachtstagen und Neujahr gewesen sein.

Schon Tage vorher hieß es: Der Julbock kommt! Und noch einmal ging der Strauchbesen über die blankgescheuerten Dielen in meiner Tante Bauernhaus, wo der Weihnachtsbaum noch geschmückt stand. Eines Abends, als wir um den Abendbrottisch versammelt waren, wurden alle plötzlich sehr lebendig. Mit Hurra und Hallo rannte einer dahin der andere dorthin. Draußen vor dem Haus rasselte und klingelte es und stampfte ganz unheimlich!

Tante sagte: „Der Brummtopf geht um. Gewiß kommt er auch uns besuchen!" Dann rasselte es schon im Flur. Onkel und Tante zögerten erst, dann ließen sie die wilde Jagd ins Haus.

Ich besinne mich noch genau an ein weißes Tier (wohl der Schimmelreiter) und allerlei vermummte Gestalten. Sie stampften, wieherten, rasselten am Brummtopf. Als sie auf mich zukamen, kroch ich vor lauter Schreck unter den Stuhl am eingeheizten Kachelofen.

Schließlich gebot meine Tante dem Treiben Einhalt. Sie stellte sich schützend vor den Stuhl, und ich klammerte mich an ihren Rock, und der Brummtopf mußte abziehen, weil ich nicht aus meinem Versteck zu locken war.

Später, als ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, hieß es: „Mußt nicht weinen, Lenchen, das waren doch nur die Jungens vom Dorf!"

H e l e n e K i e w i t t

BEIM FEDERNREISSEN

Auf dem Lande wurde früher in den „Zwölften" (zwischen Weihnachten und Heiligen Drei Könige) weder gewaschen noch gesponnen oder gar Häcksel geschnitten. Die einzige Arbeit, die dann verrichtet wurde, war das Federnreißen.

Auch bei Schareins hielt man an diesem Brauch fest. Da Frau Scharein darauf bedacht war, damit an einem Tag fertig zu werden, wurde noch die alte Karlin bestellt, und die Freundinnen ihrer Töchter fanden sich auch gern dazu ein. Da sich beim Federnreißen die herumfliegenden Daunen leicht im Haar und in den Kleidern festsetzten und schwer zu entfernen waren, war diese Arbeit bei den Mädchen auf dem Hof nicht sehr beliebt. So hatte auch Schareins Male, als sie sich vor Jahren um Martini (11. November) als Magd verdingte, gesagt:

„Fruke, mi ös kon Oarbeit to väl, doch ön e Zwälfte wöll öck möt dem Fädderriete nuscht to done häbbe, bi de grurige Oarbeit versut eener sick de ganze Kleedoasch un eener mott dichtig ragge, bät eener wädder propper ös!"

Frau Scharein fand zwar, das wäre nicht so schlimm, wenn man sich danach anzog, doch sie versprach, Male damit zu verschonen, denn einer mußte ja auch an diesem Tage die Wirtschaft versehen. Ihr selbst machte das Reißen Spaß, und auch ihre Kinder freuten sich darauf. Sie sorgten schon lange vorher dafür, daß die Karlin rechtzeitig bestellt wurde, damit sie amend nicht irgendwo anders zusagte. War Karlin dabei, dann flutschte die Arbeit nochmal so gut; sie konnte soviel Spukgeschichten erzählen, daß einem so richtig gruslig dabei wurde.

Da die Federn in der Wohnstube gerissen wurden, mußte diese vorher ausgeräumt werden. Die Flickerdecken wurden aufgerollt, das mit Nippsachen überladene Silberspind mit einem Laken überdeckt und auch das Kanapee mit dem bunten, verblichenen Gobelinbezug verschwand unter einer rotkarierten Zudeckziche. Darauf wurden die prall gefüllten Federbeutel, die solange auf der Lucht aufgehängt waren, gestellt. Dann begann das Schönste, „dat Utkleede". Zum Schutz vor den aufwirbelnden Daunen wurden weiße Unterröcke und Nachtjacken über die Kleider gezogen und um den Kopf große Schauertücher gebunden.

Für den Vater, der nach dem Abfüttern auch gern dabei war, suchte die Mutter den grünen Schilfleinenanzug vor, den er im Sommer in den „Hundstagen" trug. Sogar Hans, der Hoferbe, der lieber in den Krug zum „Mauscheln" gegangen wäre, mußte dableiben, damit man es an einem Tag schaffte. Sollte er aber mitmachen, so wollte er auch wie die Frauensleut' ausgeputzt werden. Unter viel Gequidder warfen die Mädchen ihm einen Unterrock über, und da er in die vorhandenen Jacken nicht hineinpaßte, mußte er ein langärmliges Leinenhemd überziehen; um auch seine Haartolle zu schützen, setzte ihm die Male, zur Freude aller Anwesenden, eine Nachtmütze der seligen Großmutter auf.

Auch die sechsjährige Lotte, Schareins „Ausschrabselchen" (so genannt, weil sie als Nachgeborene um vieles jünger als die schon erwachsenen Geschwister war) wollte durchaus mithelfen. Das Ausputzen war ihr allerdings die Hauptsache dabei. Da der Rock der großen Schwester ihr viel zu lang und weit war, wurde er erst mehrmals umgelegt und eingeschlagen und ihr dann unter den Armen mit Bindfaden festgebunden, und mit der Jacke machte man es genau so. Nachdem sie noch mit einem großen, im Nacken verknoteten Tuch versehen war, fand die Karlin, daß sie „rein wie e Schmantengelke" aussah.

Alle setzten sich dann um den lang ausgezogenen Tisch und die Arbeit begann. Die Mutter holte behutsam, damit nicht soviel Daunen aufflogen, Federn aus einem Beutel hervor und legte vor jeden ein Häuflein mit der Weisung hin, daß auch das kleinste Federlein gespleißt werden mußte. Dann hieß es: „Karlin, erzähl'!" Sie konnte alles so anschaulich und ausführlich schildern, daß Lotte darüber ganz ihre Arbeit vergaß und ihr selbstvergessen, mit offenem Mund, zuhörte. Erst wenn die anderen es gewahr wurden, zu lachen anfingen und Hans sie anrief: „Lottke, moak dat Muulke to, et titt", fuhr sie erschreckt auf und griff wieder nach den Federn.

Zuerst kamen die Hühner- und Putenfedern, die sich am schwersten reißen ließen, heran. Die langen Schwungfedern wurden den Männern zugeschoben, die sollten sich damit nur abmarachen, sie hatten mehr Murr in den Knochen als die Frauensleut.

Diese Federn kamen in die Unterbetten hinein.

Die Entenfedern, die danach gerissen wurden, füllte man in das „Pähl" (ein langes Kissen, das besonders in zweischläfrigen Betten zu Kopfende lag, auf das dann erst die Kissen gelegt wurden). Hinterher wurden die Gänsefedern vorgenommen und zum Schluß die Daunen — die schon beim Rupfen des Geflügels in einen besonderen Beutel gefüllt wurden — durchgesehen, ob sich nicht doch noch eine Feder darunter verirrt hatte.

Die gerissenen Federn wurden wieder in die Zichen getan, gewogen und in die Inletts gefüllt. Für das Zudeck wurden Gänsefedern und Daunen gemischt. Mit Daunen alleine füllte man es nicht gern, weil die gar zu leicht „verklunkerten".

Wenn Male zum Essen rief, das in der Küche eingenommen wurde, kommandierte sie:

„Schlackert sick man värher goot de Dunkes aff, sonst fleeges mi amend ön em Koaktopp rön!"

Erschien sie nach dem Beschicken auch, um mitzuhelfen, dann wurde sie von allen Seiten geneckt. Die Karlin fing an:

„Erbarmung, Liedkes, nu ward Dreck regne, de Moale wöll Fädderriete!"

Hans speilzahnte hinterher:

„Moalke, besu di blos nich de Kleedoasch! An e Margäll, wo sick möt Fädder bewöltert hät, trut sick kein Keerdel rann!"

Male war schon daran gewöhnt, daß man sie jedesmal beim Federnreißen aufzog, doch sie verstand Spaß und gab auf ihre Art alles wieder zurück. Sie tat sehr entrüstet, stemmte die Arme in die Seiten und legte los:

„Nu häbb öck obber de Näs' voll! Dat öck biem Vermeede moal dammlich geschabbert häb, bruk ju mi nich ömmer värtoschmiete", dann fuhr sie, zu Herrn Scharein gewandt, fort: „Herrke, dat se mi hier ömmer utze, geföllt un paßt mi nich mehr, drom moak öck op Niejoahr Martini!"

Alle lachten und schrien dann durcheinander, Male möchte die Kündigung schnell zurücknehmen, da ohne sie die Wirtschaft verkommen müßte.

„Dat weet öck all lang", nickte sie, „denn ju koame vär luter Gebarbel nich moal möt dem Fädderriete väran, denn war öck mi dittmoal noch beräde loate un ju hälpe, sonst huck ju morge freeh noch hier!"

War die Arbeit verrichtet, dann wurden die übriggebliebenen Posen, die beim Reißen auf den Fußboden geworfen wurden, zusammengefegt und im Küchenherd verbrannt. Die Asche wurde im Gemüsegarten ausgestreut. Sie sollte das Wachstum der jungen Pflanzen besonders fördern. Die größten Federposen hatte Karlin sich vorher ausgesucht und nahm sie nach Hause mit. Sie spaltete die durchsichtigen Kiele und schnitt sie in fingergliedlange Streifen. Auf einem dunklen Stück Samt nähte sie davon Maßliebchen und Sternblumen zusammen. Die aus den Kielen hergestellten weißen Blütenblätter hoben sich besonders von schwarzem Samt wirkungsvoll ab. Mit dem so bestickten Samt bezog sie aus Pappe zugeschnittene Bilderrahmen, tat die Bilder ihrer Enkelkinder hinein und hing sie als Zierde an die Wand.

In der Stube wurden die Tücher von den Möbeln behutsam abgenommen und draußen ausgeschüttelt, ebenso die ausgezogenen Röcke und Jacken. War alles wieder gesäubert und eingeräumt, waren Frau Scharein und auch die Male ganz froh, daß diese „grurige" Arbeit geschafft war.

K l a r a K a r a s c h

Für Sie notiert . . .

Nach einer Meinungsumfrage wird in Deutschland das dunkle „saftige" Brot bevorzugt. 57 Prozent der Bevölkerung schätzen am Brot am meisten die krosse, würzige Rinde — ihres herben Geschmacks wegen und weil das Kauen der harten Brotkruste immer noch als beste Vorbeugung gegen Karies gilt. Auf die Frage nach dem wesentlichsten Grundnahrungsmittel gaben 89 Prozent das Brot an.

(FvH)

Bücher für unsere Frauen

Erika Ziegler-Stege: Geliebte, gehaßte Pferde. Landbuch Verlag, Hannover. 90 Seiten mit 5 Zeichnungen im Text, Leinen 9,80 DM.

Die ostpreußische Autorin, die sich durch mehrere Jugendbücher einen Namen gemacht hat, ist unseren Lesern als Mitarbeiterin des Ostpreußenblattes bekannt. Im Mittelpunkt des vorliegenden Buches steht das Schicksal eines Ostpreußen, eines Gutsbesitzers und bekannten Turnierreiters, der gleichzeitig ein begabter Maler ist. In der Ich-Form schildert die Verfasserin ihre Begegnung mit diesem Landsmann, den sie auf einer Reise in die Schweiz auf seltsame Weise wiederfindet — sie war ihm vor langer Zeit in der Heimat bereits einmal begegnet. Am Rande sei vermerkt, daß auch unsere Heimatzeitung eine Rolle spielt in dieser Erzählung — durch die Betrachtung eines Pferdebildes erfährt die Autorin von ihrem Landsmann die Geschichte einer glücklichen Liebe, dessen jähes Ende mit den geliebten Pferden zusammenhängt. Diese Episode wird so zart und doch voll verhaltener Leidenschaft geschildert, daß dem Leser der eigenartige Titel des Buches verständlich wird.

RMW

Delikate Reisdiät. 85 Rezepte und Tagesdiätpläne mit 7 Zeichnungen, von **Lisa Mar** und Dr. med. **H. Oehl**, Kartonband 5,80 DM, Verlag Walter Hädecke, 7252 Weil der Stadt.

Auf unserer Frauenseite haben wir in den letzten Jahren häufig auf die vorzüglich ausgestatteten Diätbände hingewiesen, die im Walter Hädecke-Verlag erschienen sind. Das neue Bändchen dieser Reihe befaßt sich mit der Reisdiät, die heute von den Ärzten als Hilfsmittel bei Herz- und Kreislaufleiden, bei Nierenschäden, als Leber-, Galle- und Magen-Darm-

Schonkost, in der Diabetiker-Diät und gleichzeitig auch für Schlankheitskuren verordnet wird. Daß diese Diät keineswegs langweilig und fade schmecken muß, werden Sie nach dem Studium dieses Bändchens mit Freude feststellen können. Die bekannte Diätspezialistin Lisa Mar hat gemeinsam mit einer Ärztin eine Reihe von Rezepten und Diätplänen zusammengestellt, die durch die Vielfalt der Zusammenstellung und die Möglichkeiten einfacher Zubereitung überraschen. So wird das mit hübschen Zeichnungen ausgestattete Bändchen zu einem verläßlichen Ratgeber für die Diätküche.

Schmackhafte Diät für Gallen- und Leberkranke. Von Lisa Mar und Dr. med. A. Hoff, mit 8 Abbildungen, kartoniert, Verlag Walter Hädecke, Weil der Stadt, 9,80 DM.

Im gleichen Verlag erschien dieser neue Band, der Diätpläne, Wochenspeisezettel und insgesamt 230 Rezepte enthält, die vor allem für folgende Krankheiten gedacht sind: Gelbsucht, Gallenblasenentzündung, Gallensteine, Diät nach Gallenblasenoperationen, bei Leberfunktionsstörungen und Leberzirrhose. Für alle diese Krankheiten werden vom Arzt Empfehlungen für eine schonende und gleichzeitig heilende Diätkost verschrieben. Es liegt an der Hausfrau, die einen solchen Kranken betreut, dem Patienten diese strenge Diät so schmackhaft zu machen, daß sie zu seiner Kräftigung und Heilung beiträgt. Die Freude am Essen ist oft entscheidend für die Genesung! Bei der weiten Verbreitung der genannten Krankheiten bietet das vorliegende Bändchen eine nützliche Hilfe.

RMW

Kennen Sie das schon?

Gerichte — fernöstlich gewürzt

Eine Messerspitze Curry an den Reis, etwas Muskatnuß über die Gemüsesuppe, einen Hauch Ingwer an die Bouillon oder etwas Thymian an grünen Salat — diese kleinen Verfeinerungskniffe sind sicher vielen Hausfrauen bekannt. Doch damit ist die Kunst des Abschmeckens noch nicht erschöpft. Wer Lust zum Experimentieren und das richtige „Zungenspitzen-Gefühl" hat, sollte sein Gewürz-Sortiment nach und nach erweitern. Denken Sie einmal an die vielen fernöstlichen Würzstoffe wie Sojasauce, Sambal-Oelek oder Chillie (Pfefferschoten); sie sind nicht nur sparsam im Verbrauch und vielseitig in der Anwendung, sondern vor allem auch gesund. Versuchen Sie einmal nach eigenen Ideen Ihren Gerichten die letzte Vollendung zu geben. Denken Sie daran, daß pulverisierte Kräuter insensiver im Geschmack sind als lediglich getrocknete. Übrigens wird das Aroma vieler Würzstoffe durch den Kochprozeß verstärkt, beispielsweise bei dem italienischen Geflügelgewürz Oregano.

Lassen Sie Ihre Phantasie aber nicht nur bei den Hauptgerichten spielen, sondern versuchen Sie, auch die Vor- und Nachspeisen unterschiedlich zuzubereiten. Haben Sie schon einmal einen Obstsalat mit Bienenhonig gesüßt anstatt mit Zucker. Der Honiggeschmack verleiht dem Nachtisch ein ausgezeichnetes Aroma. Auch aus Sahnequark, vermischt mit dem Saft japanischer Mandarinen-Orangen, einem Glas Brandy und zwei Spritzern Angostura können Sie eine vorzügliche Creme herstellen.

Wenn Sie das nächste Mal Klops machen, geben Sie etwas von unserem lieben alten Majoran dazu. Spargel- und Krabbensalaten sowie Saucen für Fischgerichte verleiht Dill eine besondere Note.

H. B. (FvH)

Ruth Geede: Die Linksspinnerin

Meine Mutter hat es mir erzählt, wenn in den Zwölfernächten der Sturm in die Fenster sprang.

Es war einmal eine Bauerntochter, Berte geheißen. Sie war gut und fleißig, und die Mutter konnte wohl mit ihr zufrieden sein. Spinnen und weben konnte sie auch, wie nähen und stricken, und das weiße Leinen häufte sich in den Truhen.

An einem Abend in den Zwölften war es, als das geschah, wovon ich erzählen will. Es war ein stürmischer Abend, der Wind heulte um das Haus und riß an Giebel und Sparren, pfiff an den zugehakten Fensterläden, bis einer sich löste und mit Krachen gegen die Mauer schlug.

Drinnen im Haus war es warm und wohlig. Das Feuer unter dem Dreifuß flackerte und teilte die Stube in rotleuchtenden Schein und schwarzen Schatten. Wärme strömte das helle Feuer aus und gab dem Raum Leben.

Das Mädchen, das dicht am Feuer saß, emsig über ein weißes Tuch gebeugt, hob den Kopf und ließ die Arbeit sinken. Während es langsam das Gesicht zum Fenster wandte, flammte der Feuerschein in seinem Haar leuchtend auf. Es lauschte nach draußen, denn der Sturm war mit erneuter Kraft eingefallen und fast schien es so, als hörte man in seinem Tosen ein Schreien und Kreischen. Mählich schwächte das Stürmen ab, es blieb der Wind, der um den Giebel strich.

Es sind die zwölf wilden Nächte! dachte Berte und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Während sie Faden für Faden aus dem Gewebe zog und sie säuberlich zu einem Häufchen Wundwatte schichtete, gingen die Gedanken in ihr nach. Die zwölf unheimlichen Nächte — was hatte ihr die Ahne doch erzählt, wenn sie als Kind in diesen dunklen Wintertagen zu den Füßen der alten Frau kauerte?

Sie glaubte noch die Stimme der Alten zu hören: „Es sind die zwölf wilden Nächte, Kind, da geht ein Sturm über das Land, daß alle Unsichtbaren erwachen und zur Nacht steigen aus Bruch und Stein ..."

Berte hatte dann den Kopf gegen das Knie der Alten gelegt und das Gesicht in ihrem Rock verborgen. „Es klingt so unheimlich, ich fürchte mich, Ohmchen." Da hatte die Alte ihre Hände über den Rücken des Kindes gleiten lassen und geflüstert: „Es ziehen auch viele mit, die Unsichtbaren, die nur einmal zur Erde kommen dürfen, jetzt in den Nächten, eh die Sonne sich wendet. Die Schattenwirker sind es, mein Kind, die sich den dunklen Mächten verschrieben haben."

Dann stand die Ahne auf und sah nach, ob vor der Türe die Schüssel mit Milch stand als Wegzehrung für die Ziehenden, stellte auf die Ofenbank das tönerne Wasserbecken, damit die Toten sich zeigen konnten, wenn sie nächtens auf den Hof kamen. Und sie stellte das Spinnrad beiseite und deckte den Webstuhl zu, damit sich kein Rad drehen und keine Kummlade klappen konnte, wie es von alters her der Brauch in den Zwölften war.

Und so war es auch noch heute. Das Spinnrad war zur Seite gerückt, es war nicht zugedeckt, denn niemand rührte das Rad an, jeder hatte Angst, den Brauch zu brechen.

*

Der losgehakte Fensterladen wurde geqen die Mauer geworfen und prallte hin und zurück. Da legte Berte das Tuch zur Seite, öffnete die Tür und trat in das dunkle Stürmen hinaus. Sie lauschte, ob die Eltern noch nicht kämen. Denn sie waren in das Dorf gegangen zu der kranken Schwester, die das Kindbettfieber bekommen hatte. Aber nichts war zu hören als das Brausen des Windes und ab und zu der Ruf eines Tieres aus den Ställen, die wie dunkle Schemen in der verwehten Weiße des Schnees lagen.

Berte schloß wieder die Tür und trat an das Feuer, um sich zu erwärmen. Dann tat sie das Tuch beiseite; sie hatte ihre Arbeit für heute getan. Sie holte noch einige Kiefernkloben aus der Küche und schürte das Feuer, das schon herabgebrannt war und nun erneut aufflammte.

Und während sie nun still vor dem Feuer saß und in die züngelnden Flammen sah, zogen ihre Gedanken zu der kranken Schwester und Bangen trat in ihr Herz, denn es waren schon viele Frauen im Dorfe an dem tückischen Fieber gestorben.

Während Berte sich den Gedanken überließ, griffen ihre Hände unbewußt nach dem Spinnrad und begannen zu spinnen. Das Rädchen schnurrte, die Puppe tanzte. Berte spann, wie sie es an so manchem Winterabend am Feuer getan hatte.

Plötzlich hielt sie erschrocken inne! Was hatte sie getan? Sie hatte in den Zwölften gesponnen! Das durfte niemand, niemand tun! Sonst gewann der Wassermann oder die Unterirdische Macht über sie ...

Berte hielt zitternd den feinen Flachsfaden zwischen den Fingern. War sie nun den Mächten verfallen? Doch da erinnerte sie sich an die Worte der alten Frau: „Und hast du einmal die Zwölften vergessen und hast gesponnen, dann mußt du soviel mal das Rad zurückdrehen und den Faden von der Spule abwickeln, soviel mal du das Rad beim Spinnen gedreht hast. Aber keinmal mehr oder weniger darf es sein!"

So begann nun Berte eifrig, das Rad zurückzudrehen, und überlegte, wievielmal sich wohl das Rad beim Spinnen gedreht hatte. Sie konnte es nicht sagen, denn sie hatte ja nicht gezählt.

Aber wie sie nun im Zurückspinnen war und hastig die Drehung zählte, ertönten plötzlich Stimmen vor der Türe und Schritte erklangen auf der Schwelle. Da rückte sie das Spinnrad zur Seite, bedeckte es und machte sich hastig an dem Feuer zu schaffen.

Es waren junge Mädchen aus dem Dorf, die zu Berte kamen, weil sie wußten, daß sie alleine war und sich um die Schwester grämte. Und so saßen sie bald im Kreis zusammen und Berte hatte vergessen, was sie quälte.

*

Als die Mitternachtsstunde nahte, sprangen die Mädchen auf und Berte beschloß, bis zum Dorfe mitzugehen. Sie hoffte, die Eltern zu treffen, denn sie ängstigte sich um das lange Ausbleiben und meinte, der Schwester müsse es schlechter gehen.

Der Wind hatte sich fast gelegt. Heller schimmerte der Schnee und wies den Weg. An den Wegrändern war er zu kleinen Hügeln zusammengeweht, die Füße sanken tief ein, aber die Mädchen lachten und hielten sich gegenseitig fest. Nur Berte lachte nicht, sie spähte ängstlich dem Dorf entgegen.

An den ersten Häusern, die dunkel im Schnee kauerten, aus denen hier und dort blasser Lichtschein in schmalen Bahnen auf den Schnee fiel, trennten sie sich. Berte wollte den Weg zum Hof der Schwester fortsetzen, als ihr einfiel, daß sie schon lange nicht mehr Holz nachgelegt hatte. Da kehrte sie um — denn das Feuer durfte nicht verlöschen — und bat noch schnell eines der Mädchen, nachzusehen, wie es der Schwester ginge und ob die Eltern nicht bald kämen. Dann eilte Berte nach Hause zurück. Sie kürzte sich den Weg ab und betrat einen schmalen Wiesenpfad, der zwischen kurzem, dunklem Gestrüpp durch die endlos scheinende Weite der verschneiten Wiesen führte und selten begangen wurde.

Während Berte nun dem Hofe zueilte, gegen den Sturm kämpfend, der wieder aufkam, der ihre Kleider ergriff und ihr das Gehen erschwerte, hatte sie plötzlich das Gefühl, daß sie nicht allein wäre. Jemand mochte an ihrer Seite gehen und mit ihr gleichen Schritt halten. Hastig wandte Berte den Kopf und glaubte eine kleine Frau zu sehen, kaum kniehoch und schmal wie ein Birkenstamm, und von der anderen Seite vernahm sie ein Gewisper. Als sie den Kopf wandte, sah sie sich von vielen kleinen Menschen umgeben.

Berte hatte keine Angst. Nur erstaunt war sie und mit großer Verwunderung wollte sie sich die kleinen Menschen ansehen, die ihr gar seltsam vorkamen. Aber wenn sie eine der kleinen Gestalten fest ins Auge faßte, verschwamm diese und löste sich auf wie Sommernebel über den Wiesen. Da wurde es Berte unheimlich zumute, sie beschleunigte ihre Schritte, und obgleich sie fast zu laufen schien, kam sie doch nicht schneller vorwärts.

Da hörte sie eine feine Stimme neben sich, kaum wahrnehmbar im Toben des Sturmes: „Mädchen, Mädchen, eile nicht ... ich will dir etwas verraten ... Hör', Mädchen, ich will es dir sagen: Gold kannst du spinnen ... reines Gold ..."

„Was soll das alles?" dachte Berte und preßte die Hände zusammen.

Und die Stimme sprach weiter, gleichmäßig und hell wie ein fließendes Rinnsal: „Wenn morgen die Uhr Mitternacht zeigt, in der Stunde von zwölf bis eins, so nimm deinen Wocken und spinne den Flachs, den du noch auf der Spule hast, und du wirst reines Gold spinnen und wirst reich werden ... so reich ... hörst du es, Mädchen?"

„Nein, nein!" schrie da Berte auf. Sie preßte die Hände an die Ohren und begann zu laufen, bis sie den heimatlichen Hof auftauchen sah.

Da war es, als blieben die kleinen Gestalten zurück und verlören sich im Gebüsch. Berte keuchte dem Hof zu und preßte sich dann aufatmend an das Holz des Hoftores.

*

In der Helle des nächsten Tages, der ein klarer Wintertag war ohne Wind und Sturm, war das Erlebnis vergessen. Erst als Berte am Abend in ihre Kammer ging, fiel ihr das Geschehen der unheimlichen Nacht wieder ein. Sie lag wach und lauschte den Schlägen der Uhr. Endlich war es Mitternacht. Zwölf lange Schläge durchliefen die Stille.

Berte sprang aus dem Bett und zog sich leise an. Dann schlich sie sich vorsichtig die Treppe hinab, um die Eltern nicht zu wecken. Das Spinnrad stand noch bedeckt in der Ecke, wie es sie gestern hingestellt hatte.



Ein Tor steht offen — und wir blicken hinaus auf Strauch und Baum mit ihren Schneepelzchen. Über Nacht muß es tüchtig gestiemt haben in Jakunowken im Kreise Angerburg, wo diese Aufnahme entstand. Aber nun liegt heller Sonnenschein über dieser winterlichen, uns so vertrauten kleinen Welt. Ein Tor steht offen — und wenn auch die Zweige noch schwere Schneelast tragen (Foto unten), so zeigen sich doch schon die ersten, festgeschlossenen Knospen, Vorahnung kommender Frühlingstage. Aufn.: Rimmek, Wagner



Wenn ich wirklich Gold spinnen könnte! ging es Berte durch den Sinn.

Es war nicht Habgier, die sie zu diesem Gedanken zwang. Aber es waren ein paar Mißjahre gewesen, im letzten Jahr hatte es ein großes Viehsterben gegeben, und die Taler in der hölzernen Lade waren imme weniger geworden. Auch was für Bertes Mitgift zurückgelegt worden war, hatte der Vater nehmen müssen, um Vieh zu kaufen. Und das Mädchen liebte einen Bauernsohn, den jüngsten von acht Söhnen, der jetzt als Knecht im Nachbardorf arbeitete. Wie sollten sie an eine Hochzeit denken können?

Berte griff nach dem Spinnrad und wollte es in die kleine Kammer hinter der Diele tragen. Hier hörte sie der Bruder, der nebenan schlief. Aber so sehr Berte auch versuchte, das Spinnrad vom Platz zu heben, es gelang nicht — das Spinnrad war schwer wie Stein. Dann muß ich doch hier bleiben! dachte Berte. Aber als sie das Tuch vom Wocken zog, begann plötzlich draußen der Sturm zu toben und die Tiere fingen an, in den Ställen zu brüllen. Berte lief hinaus, frierend in ihrer dünnen Jacke. Sie riß die Türe zum Kuhstall auf — aber die Tiere lagen ruhig auf ihrer Streu, auch im Pferdestall war alles still.

Berte ging in das Haus zurück. Sie wollte sich wieder an das Spinnrad setzen, aber da schlug die Uhr eins. Müde ging sie in ihre Kammer hinauf.

Jede Nacht geschah nun das gleiche: Sobald das Mädchen sich an das Spinnrad setzte, schleuderte entweder der Schemel, oder das Tuch ließ sich nicht abziehen, draußen begann es unheimlich zu schreien oder zu rufen. Aber niemand war zu sehen, wenn Berte auf den Hof eilte. Oder der Bruder wurde wach und Berte mußte in ihre Kammer flüchten oder ihr Arm schmerzte plötzlich so sehr, daß sie ihn nicht bewegen konnte.

Nun kam die letzte Nacht heran, die zwölfte dieser unheimlichen Nächte. Berte schreckte aus unruhigem Schlaf hoch und huschte in die Diele hinab. Die Uhr zeigte schon auf eins. Sie hatte nicht mehr viel Zeit.

Sie griff nach dem Tuch — und seltsam, es ließ sich abziehen. Auch der Schemel war heute leicht und das Rad ließ sich rücken. Berte setzte den Fuß auf den Tritt.

Da flackerte das Feuer im Herd noch einmal auf. Und Berte gewahrte mit Erschrecken eine Frauengestalt, die — alt und gebückt — in der Herdecke saß. Berte riß es hoch. Das war doch die Ahne, so wie sie immer dort gesessen hatte, in den letzten, müden Tagen ihres Alters.

„Ohmchen", flüsterte Berte und ging auf die Gestalt in der Herdecke zu. Aber je näher sie kam, desto undeutlicher wurde die und schließlich war es nur ein Schatten, den das flackernde Feuerchen warf.

*

Da schlug die Uhr eins.

Berte ging zum Spinnrad zurück. Es war, als wäre eine Last von ihr abgefallen. Plötzlich überkam sie die Lust zum Spinnen. Und kaum hatte sie den Fuß aufgesetzt, da begann sich das Rad zu drehen, die Puppe tanzte, und bald hielt Berte das Garn in der Hand. Es war so fein und zart, wie sie es noch nie gesponnen hatte.

Berte erhob sich, um das Garn einzuräumen, da hörte sie einen Schritt auf der Treppe und sah die Mutter vor sich. „Berte, was machst du da?" flüsterte die Mutter. „Du hast gesponnen? In dieser Nacht!"

Da erzählte Berte alles, was sie erlebt hatte.

Als sie geendet hatte, nahm die Mutter ihre Hand. „Niemals hättest du Gold spinnen können, das vermag kein Mensch, Kind. Du bist in den Bann der Unterirdischen geraten, weil du nicht alles links abspinnen konntest, was du gesponnen hattest. Und doch konnten sie dir nichts anhaben, denn du hattest es in Gedanken getan, und nur dem wird es zum Leid, der es wissentlich tut. Sobald du das Rad gedreht hättest, wärest du der Macht der Unterirdischen verfallen und wärest zu jenen Schattenwirkern geworden, von denen man sich heimlich erzählt. Nur in den Zwölften wärst du dann gekommen und mit denen gezogen, die du in jener Nacht gesehen hast und die mit dir sprachen. Sei dankbar, Kind, daß dich andere Mächte beschützt haben!"

Das Garn, das Berte in der ersten Stunde des neuen Tages gesponnen hatte, verwebte die Mutter zu einem kleinen Tuch. Sie brachte es der kranken Tochter. Es war so kühl wie kein anderes Leinen. Und von dem Tage an sank das Fieber.

Später nähten sie ein Sätuch daraus, und es gab nie mehr Mißwachs oder schlechte Ernten. Als Berte freite, nahm sie das Tuch mit. Und das Land, das sie und ihr Mann rodeten, wurde ein guter Acker, und der kleine Hof wuchs und wurde einer der schönsten weit und breit.

Die Geschichte von der Linksspinnerin aber haben sie weitergetragen. Vielleicht war meine Mutter die letzte, die von ihr wußte.

Regen aus den Sternen

EIN ROMAN AUS UNSEREN TAGEN / VON ILSE LIEPSCH VON SCHLOBACH

Unsere letzte Fortsetzung schloß:

Ich möchte ja Herrn Simoneit gern helfen, daß er wieder froh wird. Ich mag auch Fräulein Bjergström gern, aber ich kann ihr doch nicht sagen, daß sie nicht mehr mit ihrem Bekannten fahren soll, und wie könnte ich ihr denn auch helfen, daß sie länger bleiben kann? Ich habe ja kein Geld. Und es Herrn Simoneit sagen? Das geht doch auch nicht. — Ach, Donner, es ist so schwierig — alles ..."

13. Fortsetzung

Am Morgen ging die Sonne genau so strahlend auf, wie alle Tage. Um halb acht saßen Bianca und Dirk sich am Frühstückstisch im Seeblick gegenüber.

„Sieh", er deutete mit dem Kopf zur Treppe, „dort kommt der Bote mit der Wettermeldung. — Hallo, was gibt's denn? Immer noch alle Tage Sonnenschein?"

Der Bote nahm ein Blatt Papier von seinem Stapel, den er sorgfältig unter dem Arm trug. Er schmunzelte.

„Jaja, alle Tage Sonnenschein — aber heut nacht hat's tüchtig Regen gegeben."

Er gab dem Kellner die Wettermeldung und ging wieder.

„Wieviel Regen war's denn?" fragte Bianca.

Der Kellner machte erstaunte Augen.

„So was", sagte er verwundert, „nur ein paar Millimeter mehr und es hätte allen, die eine Reisewetterversicherung abgeschlossen haben, einen Extratag beschert."

Er heftete das Papier an das schwarze Brett.

Reichlich eine Stunde später frühstückte man unter dem Sonnenschirm der Frau Erksen.

„Papi", sagte ein reizendes, keckes Backfischlein zu dem Herrn Direktor, „Papi, denk nur, es hat heute nacht geregnet. Fast genügend für eine Reisewetterversicherung. Wollen wir nicht doch noch ...?"

„Ach was", wehrte der Herr Papa ab und setzte seine Tasse nieder, „erst einmal ist das Wetter viel zu schön und beständig und zweitens haben wir es auch nicht nötig."

„Aber ich sage doch, es hat geregnet", widersprach das Töchterchen, „die nächste Nacht schon kann uns einen Extratag einbringen."

„Oder auch nicht." Der Herr Papa lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarre an. „Kleine Fische — lohnt nicht, sich damit abzugeben."

„Es hat geregnet?" fragte Olaf verwundert, „ich habe gar nichts davon gemerkt."

Horst stieß vor Aufregung den Eierbecher um. Das Ei rollte über den Tisch, blieb aber ganz. Das Direktortöchterchen griff es auf und rollte es übermütig wieder zu Horst hinüber.

„Weshalb erschrickst du denn so? Hast du vielleicht eine Reisewetterversicherung abgeschlossen?"

„Nein", stotterte Horst mit flammendrotem Gesicht, „nein, das habe ich nicht, aber ..."

„Aber was?", lachte das fröhliche Mädchen.

„Aber das ist doch interessant", meinte Horst verlegen.

„Ja, das ist es wohl", sagte das Mädchen und lächelte ein wenig spöttisch.

Frau Erksen kam aus dem Hause.

„Herr Simoneit", flüsterte sie Olaf zu, „meine angemeldeten Gäste kommen mit dem Mittagzug. Ich muß Sie nun also bitten, von heute abend ab wieder anderswo zu essen, außer Frühstück. Hat es Ihnen im Seeblick gefallen?"

„Ja, danke, es hat. — Wir werden also wieder in den Seeblick essen gehen, Horst."

Später im Strandkorb dachte Olaf an Bianca. Er würde sie nun wiedersehen. Er hatte bereits zweimal nach ihr gefragt, aber beide Male zur Antwort erhalten, sie sei in Westerland. Olaf wußte wohl, mit wem. Deshalb hatte er keinen Gruß und keine Nachricht für sie hinterlassen. Nun würde er sie im Seeblick treffen und es mußte zur Klärung kommen.

Während er sein Blut in den Schläfen klopfen fühlte und ein Mädchen, das sein Abendkleid an den halben Mond gehängt hatte, im brennenden Burgunder baden sah, tauchten zwei verlockende, rehbraune Augen und ein verführerisch lächelnder Mund in seiner Erinnerung auf, und die Sekunde, in der er sich zu ihnen herabbeugen wollte und ... Aber es war nichts, gar nichts gewesen, er hatte sich umgedreht und war gegangen. Und am anderen Morgen lagen dunkle Schatten um dieselben Augen, die vor Sehnsucht trüb und krank schienen. Nur der Mund brannte wie eine blutrote Rose im verfrühten ersten Schnee. Wenn Irina ihn so liebte, wie er Bianca — ach, dann tat sie ihm von Herzen leid. Er wußte jetzt, was Schmerz um einen geliebten Menschen war.

Gegen sechs saß er mit Horst auf der Terrasse des Seeblick. Es war alles wie am ersten



Zeichnung: Erich Behrendt

Abend. Die Möwen, von der Abendsonne golden angestrahlt, zogen durch das unbegreiflich helle Blau des Himmels zum Weststrand hinüber.

Und auch das war wie am ersten Abend: Bianca kam nicht. Olaf fühlte sich von einer seltsamen Unruhe befallen. Immer war ihm, als würde er beobachtet. Aber so oft er sich auch umsah, er fand keine Bestätigung seiner Annahme.

Schließlich stand er auf, und sie gingen die Treppe hinunter. Horst hatte sehr wohl Olafs Einsilbigkeit bemerkt und wußte auch, was ihn bedrängte.

„Soll ich hierbleiben, Herr Simoneit", fragte er, „und Ihnen Bescheid sagen, wenn das Auto gekommen ist?"

Olaf fand wie aus einem tiefen Abgrund wieder zu sich selbst.

„Welches Auto? — Ach so, ja ... Nein, danke, Horst, es ist nicht nötig, laß nur. Es ist ja auch nicht weiter wichtig."

Sie gingen langsam dahin.

Oben an der Treppe der Pension Seeblick stand Irina und sah ihnen vorsichtig nach, bereit, sofort hinter die Mauer zu treten, falls Olaf sich umsah. In ihren Augen irrlichterte es. Endlich hatte sie Olaf zu Gesicht bekommen! Herr Klüver hatte, als er sie im Krankenhaus besuchte, versprochen, an Olaf zu schreiben und ein Zimmer für sie im Seeblick zu bestellen. Irina war gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß Olaf etwa nicht im Seeblick wohnen könnte.

Sie ging die Treppe hinunter und folgte den beiden. Nein, solange dieser Junge dabei war, wollte sie sich nicht von Olaf sehen lassen. Allein sollte er sein, ganz allein. Natürlich wußte sie, wo er wohnte. Nachdem sie ihn gestern in den Kurlisten gefunden, war sie oft in der Nähe von Frau Erksens Haus gewesen — hatte ihn aber noch nicht gesehen. Sie pries heimlich immer wieder ihren Einfall mit dem Schlafmittel. Sie war von Anfang an sicher gewesen, daß sie von einer solchen Dosis nicht gleich starb, ganz besonders, da sie ein solch gesundes, kräftiges Herz besaß. Olaf legte soviel Wert auf guten Ruf, Anständigkeit und gutes Benehmen. Er mußte sich, wenn einstweilen auch vielleicht nur der Leute wegen, nun doch um sie kümmern! Und Herr Klüver hatte ihr, wie es in ihrem Plan vorgesehen war, auch sofort Erholungsurlaub gegeben. Es kam ihn hart an, ja — er war nun ganz allein mit den Lehrlingen. Aber was ging sie das an! Sie wollte Olaf für sich haben, sie wollte den Urlaub mit ihm zusammen verleben!

Bis jetzt hatte alles gut geklappt. Sogar Bianca war meistens unsichtbar und fuhr mit einem anderen jungen Mann fort.

Olaf und Horst waren ins Haus gegangen. Irina suchte nach einem Platz, an dem sie unauffällig warten konnten bis Olaf wieder herauskam. Nicht weit entfernt stand auf der anderen Straßenseite eine Bank. Irina setzte sich und nahm eine Illustrierte aus ihrer Tasche.

Es dauerte und dauerte, die Sonne sank tiefer und tiefer. Die Dünen glühten unter dem Abendschein, als brannten sie von innen.

Irina wollte ihre Hoffnung schon aufgeben, da sah sie Olaf langsam den Gartenpfad herunterkommen und an der Pforte stehenbleiben. Er hielt einen Augenblick Ausschau, dann wandte er sich wieder um und ging zurück.

Irina sprang auf.

Als sie am Hause anlangte, sah sie Olaf hinten über den Zaun springen und in den Dünen verschwinden. Ihr Herz frohlockte. Besser konnte sie es sich gar nicht wünschen. Olaf allein in der Einsamkeit und am Abend bei Sonnenuntergang!

Rasch suchte sie einen kleinen Fußsteig zwischen den Häusern, der ebenfalls in die Dünen führte. Sie mußte eine ganze Weile suchen, bis sie Olaf wieder erspähte. Er war in ein Tal hinuntergelaufen und stieg an der anderen Seite den Hang empor. Dann wanderte er über die Heide den großen Wanderdünen zu.

Olaf ging rasch. Er wollte fort aus der Nähe der Häuser und mit sich allein sein. Um ihn die Heide leuchtete warm in der Abendsonne, die Hitze des Tages strömte aus dem Grund und verspätete Bienen summten vorbei. Sie taumelten vor Müdigkeit und wegen der Schwere der wachsgelben Last, die sie heimtrugen. Der sanfte Wind brachte den erfrischenden Jodgeruch des Watts herauf und vermischte ihn mit dem Heideduft.

Olaf erreichte den Fuß der hohen langgestreckten Wanderdüne und begann den Aufstieg. Als er die Höhe überschritten, lag vor ihm hingebreitet das sandige Tal, rings umgeben von sandigen Dünen, selten nur unterbrochen von einzelnen Büscheln grünlichweißen Strandroggens. Die Sonne warf noch schräg ihre Strahlen hinein, aber die Schatten zogen sich lang und ließen die Wellen, die der Wind spielerisch aus trockenen Sandkörnchen geformt hatte, scharf hervortreten.

Als Olaf durch das Tal dahinging, überkam es ihm wie Schwermut. Er fühlte sich an das Tal des Schweigens bei Nidden erinnert, aber hier war es noch enger und abgeschlossener. Kein Laut drang herein, kein Lufthauch bewegte sich, kein Insekt summte. Alles war schweigsam und starr, das Skelett eines Vogels lag verblichen im Sand.

Tal des Todes, dachte Olaf.

Er setzte sich an einen Hang. Es wurde dämmerig, und nun hörte er es irgendwo wie durch die Enge einer Sanduhr rinnen. So strömte die Zeit, so strömte das Leben dahin. Auch Alt-Nidden war einst lebendig gewesen, mit grüner Weide und schwarzweißen Kühen, mit blauem Himmel darüber und sonntäglichem Glockenklang. Da kam die Pest, da kam der Sand — da kam der Tod. Und hier unter diesem Sand, unter ihm, wo er jetzt saß, da war Alt-List oder Lystum, wie sie es nannten, froh und lebendig gewesen, auch mit grüner Weide und blauen Himmel darüber und sonntäglichem Glockenklang. Der Wind wehte den Sand hin, die Düne wurde das Leichentuch, darüber schritt der Tod.

Und jetzt saß Olaf hier allein, weil es in ihm brannte und wühlte. Weil Bianca war ihm manches Mädchen über den Weg gelaufen und eigentlich hatte er jede daraufhin angesehen, ob es sich lohnte, sie einmal zu heiraten. Meistens war sein Entscheid weder ja noch nein gewesen. Vielleicht hätte Irina es eines Tages geschafft, ihn zum „ja" zu bewegen. Aber da war der junge Peter Asmussen in das Geschäft gekommen und am anderen Tage Bianca aufgetaucht.

Bianca!

Er zog die Knie hoch und stützte die Ellbogen darauf, seine Stirn legte er in die Handflächen und schloß die Augen. Es ließ sich nicht in Worten denken, was er für sie empfand. Wenn er sich nur ihre Erscheinung, ihre Nähe vorstellte, so fühlte er sich in einen nie gekannten, eigenartigen, fast traumhaften Zustand versetzt.

Als ruhe er an einem stillen Wasser, nachts, wenn der Mond silbrig daraufscheint. Kein Ufer läßt sich erkennen, nur der unbewegte, ungetrübte, mondscheinübergossene Spiegel schimmert geheimnisvoll und mitten darauf, nicht weit entfernt, aber doch nicht zu fassen, ruht die Wasserrose in elfenhafter Anmut — halb geöffnet die makellosen Blütenblätter.

Fortsetzung

Markus Joachim Tidick:

Arie an das Eis

Wer weiß es besser als wir, daß Kälte und Eis furchtbar sein können? Wir kommen ja aus einem Lande mit strengen Wintern. Aber was ist nicht furchtbar, wenn es uns übermächtig begegnet! Die Sonne, das Wasser, der Wind — alles ist herrlich und kann furchtbar werden. Also laßt mich ruhig vom Eis schwärmen, Freunde!

Zugegeben, ich stehe mit Recht seit jeher im Verdacht, das Eis vornehmlich zur Befriedigung absonderlicher Lüste, der Sucht nach Geschwindigkeit, nach Dahinrasen, nach Sensation, nach Wettkampf und Bruch zu gebrauchen. Kurzum zum Eissegeln. Und ich leugne nicht, daß ich jeden bedauere, der noch nie mit 120 Sachen über das Kurische Haff oder den Schwenzaitsee gewetzt ist. Aber ehe man mit so etwas anfing, hatte man doch längst auf andere Weise ein nettes Verhältnis zum Eis gefunden — — manchmal auch auf dem Eis.

*

Wenn in Hamburg, der größten Stadt der Bundesrepublik, junge Leute auf den verwegenen Gedanken kommen, Schlittschuh zu laufen, dann machen sie einen weiten Weg mit der S-Bahn und mit der Straßenbahn, dann bezahlen sie eine ganze Menge Eintritt für das Betreten der Kunsteisbahn. Das ist wie Ölsardinen mit Schlittschuhen in der Dose. Jeder stößt mit fast jedem zusammen, wer hinfällt, muß schnell die Finger einziehen, sonst fährt ihm jemand drüber. Und wenn ich das sehe, kriege ich Sehnsucht nach Eis. Nach richtigem Eis, in natürlichem Frost gewachsen — wie es an diesem Jahresende geschah.

Diesmal gab es wirklich weiße Weihnachtstage, sie waren aber eine Ausnahme.

Auf Eis muß man sich verlassen können — daß es kommt und daß es hält. In Königsberg brauchte man nur zu warten bis der Schloßteich geteilt wurde: links der Brücke und rechts der Brücke. Dann war Winter. Dann hielten die Zaunpfähle im Eis, und das Eis trug ein paar tausend Menschen, samt Musikkapelle und Buden.



Eisbarriere am Molenkopf des Hafens von Neukuhren. Aufn.: A. Neumann

Der Schloßteich zerfiel also in einen vornehmen und einen weniger vornehmen Teil. Für den ersten brauchte man die Clubkarte des Schlittschuhclubs, für den zweiten nur seinen Groschen — daher hieß er „Dittchenclub". Bei mir ist erst heute der Dittchen gefallen, warum manche den Dittchenclub bevorzugten, obwohl sie die Clubkarte haben konnten: auf der Dittchenhälfte war's am Abend nicht so hell. Kleineren Knaben gefiel das, weil sie da auch mal irgendwo ungesehen und ohne Dittchen durch den Zaun schlüpfen konnten; die größeren Knaben und Mädchen fanden die schlecht beleuchteten Stellen aus anderem Grunde angenehm.

Ich weiß noch: eine nannten wir immer „Fruchteis", wenn sie ein paarmal hingefallen war und wenn ihre roten Backen und ihre lachenden Augen nur so leuchteten unter dem schneebestäubten Haar. — Fruchteis, hm — ich finde, daß es zärtlich klingt. Und das verdienten sie ja auch, die ostpreußischen Mädchen, die wohl öfters mal Eis auf der Nasenspitze haben mochten, aber höchst selten ums Herz, und die ansonsten so warm sind wie ein guter ostpreußischer Sommer.

*

Erstarrtes Wasser, Eis — es ist das Spiel mit dem Licht, das uns bezaubert. Zehntausend gläserne Prismen von Menschenhand gemacht sind langweilig neben dem Gefunkel des Eises. Mit einem Eiszapfen, der an der Dachrinne oder am Ast eines Baumes hängt und von der Sonne durchschienen wird, fängt es an: das Staunen und Bewundern, das nun plötzlich in uns aufsteigt, wenn wir näher hinschauen und das zu einer reinen Freude wird. Von nun an locken sie uns, ein merkwürdiger Zauber geht von ihnen aus. Wir fahren viele Kilometer, wir machen weite Wege, um sie zu finden und anzustarren, die Eiszapfen.

An der Mole, die bei Pillau ins Meer hinausgeht, am Seesteg von Cranz, an Pfählen die aus dem Wasser ragen. Wasser, vom Wintersturm herangejagt, verspritzt, gefroren, zu Eiszapfen, zu Säulen, zu Mauern geworden, immer größer, mächtiger, gefährlicher und — — herrlicher. Berge, Bärte, Schollen, Mauern, tausendfältige Formen, durch die das Licht schimmert, aus denen die Sonne in Millionen Blitzen herausschießt, rätselhafte Schönheit, die niemand malen und niemand richtig mit Worten beschreiben kann.

*

Eis — seine Sprache ist unheimlich. Geräusch pflanzt sich in ihm blitzschnell fort, manchmal wimmert es geheimnisvoll über der großen Eisdecke des Haffs, und im nächtlichen Frost erhebt sich ein gewaltiges Donnern und Dröhnen, das jedermann erschreckt, der es nicht kennt. Eine Spalte reißt auf! Eine Spalte kilometerlang durch meterdickes Eis.

Meterdick — wenn man daran denkt! Ja, man konnte sich darauf verlassen. Und wo sich nicht Eisbrecher mühsam durchboxten, da durfte man — ob nun auf dem Kurischen, dem Frischen Haff, ob auf unseren Seen — zu Fuß oder zu Pferde, mit Wagen, Schlitten und Lastautos rauf, denn es hielt.

Und natürlich mit Eisjachten. Zwar hatten selbst die Paddler was mit dem Eis zu tun, wenn sie sich am Neujahrsmorgen pregelab einen Weg durch die Schollen bahnten, um als erste im Jahr in Kl.-Friedrichsberg und Holstein festzumachen und den Eierpreis zu gewinnen, der von den Gastwirten dort ausgesetzt wurde. Aber die Paddler und die Ruderer machten das trotz und nicht wegen des Eises. Niemand aber — auch nicht der Schlittschuhläufer, der auf den Flußläufen auf Wanderschaft ging — konnte ein so gutes Verhältnis zum Eis haben, wie der Eissegler.

Er fing schon an, wenn das elastische Jungeis erst ein paar Zentimeter dick war und sich unter der fahrenden Eisjacht durchbog. Und er hörte erst auf, wenn das mürbe werdende alte Eis im Frühjahr unter seinen scharfen Kufen zu zerbrechen begann. Er wußte, wie man über Spalten und über Verschiebungen kam, wie man hineinfallen und auch wieder herauskommen konnte. Und er beherrschte die Kunst, die Schneide der Kufen in ihrem Schliff dem Eis anzupassen. Messerscharf, wenn es glashart war, runder wiederum bei weichem Eis. Die Geschwindigkeit seiner dahinrasenden Eisjacht aber ließ ihn die riesige ebene Fläche gleichsam als Ganzes erleben. Hätte es kein Hindernis gegeben, er wäre imstande gewesen, das hundert Kilometer lange Haff in einer Stunde hinter sich zu bringen auf seinen heulenden, dröhnenden, tanzenden Kufen. Die ungeheure Fläche des Eises, dessen Glätte ihm die Geschwindigkeit schenkt und seinen Rausch.



Ein seltenes Wintervergnügen: Eisschorren auf der Ostsee. Rechts der Seesteg von Cranz. Aufn.: Fiessel

Mit Heuschlitten über das Kurische Haff

Die erfahrenen Pferde verhielten sich vorsichtig

Das Heu war immer knapp auf der Kurischen Nehrung; es mußte über das Haff geholt werden, im Sommer mit großen Keitelkähnen, im Winter mit Pferd und Schlitten. Weil es in Rossitten wenig Keitelkähne gab, wurde es hier hauptsächlich im Winter über das Eis gebracht. Blieb das Eis fest, so war dies nicht schwierig, aber es gab auch mal einen flauen Winter, was freilich selten vorkam. In einem solchen Winter brauchten mehrere Fischerwirte dringend für ihr Vieh Heu. Es wollte nicht richtig frieren. Das Eis im südlichen Haff zog bei jedem Wind hin und her. Die Eisfischerei konnte nicht ausgeübt werden.

Ein starker Weststurm hielt mehrere Tage an und trieb das Eis von der Nehrung eine ziemliche Strecke ab. Das offene Wasser fing bei Schaaksvitte an und ging über Rossitten bis Pillkoppen. Das nördliche Haff von Pillkoppen ab stand fest. An der Niederungsseite des Haffes, an der flachen Esch, waren hohe Eisberge aufgetürmt. Unterhalb war eine völlig glatte Strecke, über die man gut fahren konnte.

Heu mußte unbedingt geholt werden! Der Wind hatte sich beruhigt. Bei leichtem Frost rieselten hin und wieder einige Schneeflocken herab. Da beschlossen mehrere Fischer, die Pferde nach Loye oder Inse um das offene Haff herumzulenken.

Ein Fischer brauchte noch einen Fuhrmann, und so fuhr ich mit. In der Rossitter Bucht stand noch etwas altes Eis bis zum Predenberg, von dort ab bis Pillkoppen nur ein schmaler Streifen ganz unter Land an den Dünen lang. Sand war schon auf das Eis geweht, aber man konnte an der äußeren Kante am Wasser entlang getrost fahren.

Wir erreichten schon am frühen Morgen Pillkoppen und eilten sofort weiter. Unterwegs wurden nur kurze Pausen eingelegt, denn bis zum Abend mußten wir irgendein Dorf auf der anderen Seite des Haffs erreicht haben. Von Pillkoppen mußten wir auf Karkeln zufahren, bis über den halben Weg. Dann hinter den aufgetürmten Eisbergen auf Loye zu. — Außer einem breiten Riß im Eis, den wir unterwegs antrafen, den wir aber ohne Schwierigkeiten zu überqueren vermochten, ging alles gut. Die anderen Schlitten blieben in Loye.

Mein Fischerwirt und ich wollten aber weiter nach Inse. Dort hatte mein Wirt Verwandtschaft und konnte sein Heu umsonst bekommen. Die Fischer von Loye rieten uns, nicht über das Haff zu fahren, denn die Einfahrt von Inse sei nicht mehr ganz sicher. So fuhren wir dann über Land durch den Wald. Als wir in Inse ankamen wurden die angestrengten Pferdchen in den Stall geführt. Wir luden sogleich das Heu auf. Als wir fertig waren, dunkelte es schon. Wir übernachteten in Inse; am frühen Morgen ging es dann zurück. Des Nachts hatte es etwas stärker gefroren und auch etwas mehr geschneit. Die Fischer von Inse lotsten uns bis auf die feste Eisdecke, und wir fuhren über das Haff nach Loye. Dort hatten sich auch schon die anderen Schlitten vor der Einfahrt versammelt und im Gänsemarsch ging es dieselbe Strecke wieder zurück. Kurz hinter Loye bemerkten wir im leichten Schnee auf dem Eis Elchspuren, die eine ganze Strecke in unserer Fahrtrichtung verliefen. Als wir näher dem offenen Wasser zukamen, bogen sie nach dem Festland ab.

Von Pillkoppen ging es nicht weiter über das Eis. Das Wasser im Haff war gestiegen und hatte den schmalen Eisgürtel an Land gelockert. Große Eisstücke trieben im offenen Wasser. Die anderen Fischer ließen sich von Zuhause Vorspann und Leiterwagen kommen. Sie waren ja alle nur mit einem Pferd unterwegs. Die meisten hatten noch einen alten Vater Zuhause, der ihnen nun helfen konnte.

Mein Wirt hatte beide Pferdchen mit und keinen Mann daheim. Wir mußten in Pillkoppen übernachten. Es fror schon den ganzen Tag; das offene Wasser war am Abend mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Nachts wurde der Himmel sternenklar und es setzte stärkerer Frost ein. Am Morgen waren die Fensterscheiben mit dicken Eisblumen bedeckt. Wir luden nun einen Schlitten ganz leer, dann vom andern die Hälfte des Heus auf den leeren. Die unteren Querstangen wurden so breit wie möglich ausgelegt, damit die Last nicht auf einer Stelle drücke. An jeden Schlitten spannten wir ein Pferdchen vor und verlängerten die Stränge. Das Pferd stand ganz vorn an der Spitze der Deichsel; dann ging es auf die neue Eisdecke. Zuerst knackte es vernehmlich und unter dem Gewicht des Pferdchens und des Schlittens hörte sich dies recht gefährlich an. Eine Strecke vom Lande ab wurde es etwas besser. Der Wirt ging mit der Eisaxt ein Stück voraus und zeigte die stärksten Stellen an. Ich brachte dann die Schlitten hinterher, die Kreuzleine ganz am Ende gefaßt und weit ab vom Pferde. Lenken war unnötig; die kleinen erfahrenen Tiere zottelten genau dem Wirte nach, der das Eis sorgsam untersuchte. Das Pferd mit dem zweiten Schlitten kam ganz alleine hinterher. Sobald der Wirt mir zuwinkte, stoppte sofort mein Gaul. Dem zweiten, der einen Abstand einhielt, gab ich einen Wink und rief ihn laut an, sofort blieb er stehen. Hatte der Wirt eine verläßlichere Stelle gefunden, so wurde ein kleiner Umweg gemacht und unser kleiner Schlittenzug setzte sich wieder behutsam in Bewegung.

Auf halbem Weg nach Rossitten trafen wir schon größere, alte Eisschollen an, die vom Land abgetrieben und jetzt in neuen Eis mit eingefroren waren. Da wurde uns nun doch etwas bang zumute, denn das Weiterfahren war ein ziemlich gewagtes Unternehmen. Aber ein bißchen Glück muß man ja auch mal haben! Es blieb bei Frost. Wir kamen wohlbehalten heim, und das Heu, das in Pillkoppen liegengeblieben war, konnte ohne Schwierigkeit nachgeholt werden.

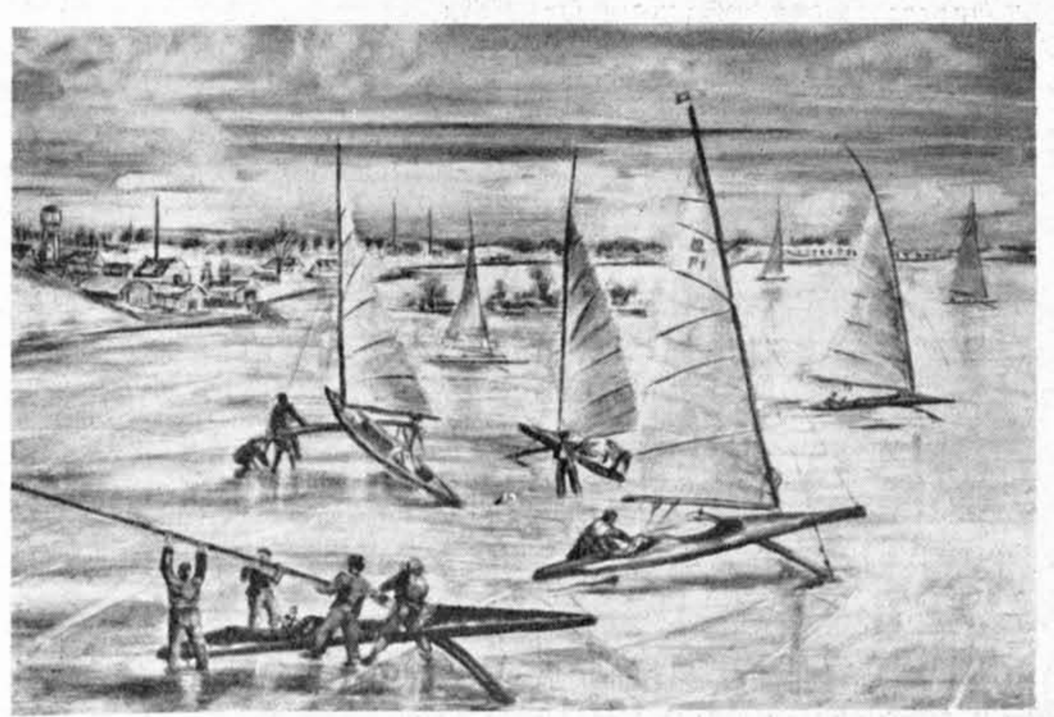
Hans Lateit

Im Segelschlitten über das Frische Haff 1908

Der erste Strahl der Morgensonne fand uns an Station 58, der sogenannten großen Fähre des Seekanals. Unser spitzwinklig gleichschenkliges Schlittengestell, hinter dem eine gebogene Eisenstange das Amt eines Steuerruders zu versehen hat, balancierte mit klappendem Großsegel wie eine verbogene Kropfgans über die Fahrrinne. Der Wind lag zu drei Vierteln voll in den Segeln unseres Schlittens, und mit der Geschwindigkeit von etwa 30 Metern in der Sekunde (später wurden weit höhere Geschwindigkeiten erreicht) schob sich eine weite, spiegelglatte und schneefreie Eiswüste in unser Gesichtsfeld. Wie Karawanenwege die Wüste durchschneiden, so durchkreuzen etwa zehn durch Tannen- und Fichtenzweige deutlich gekennzeichnete Verkehrsstraßen die Haffläche. Für Unbekannte scheint es nicht ratsam, ohne ortskundige Führer die weite Fläche zu betreten. Bei geringstem Aufenthalt und unbeabsichtigter Wendung beginnt die Wanderung in die Irre. Unser Schlitten war nicht der einzige Schnellsegler auf der Strecke. Wir wechselten zu verschiedenen Malen Flaggengruß und befanden uns bald auf der Höhe von Leysuhnen. Die Eisschlitten sind die wichtigsten und schnellsten Beförderungsmittel auch für die Fischer. Fischer aus Brandenburg versicherten uns, daß sie zum Absetzen ihrer Netze oft in weit entfernt gelegenen Haffgebieten jetzt den zwölften Teil gebrauchten als früher mit dem Pferdeschlitten.

Der Segelschlitten dient auch zur Jagd. In den letzten Tagen waren auf dem Haff eine Anzahl Adler gesichtet worden, gewaltige Tiere, die sich mit dem Schlitten gut anfahren ließen. Ein Tier wurde uns gezeigt, das mit seinen braungelben Flügeln weit über zweieinhalb Meter klafterte. Die Haffeisdecke schwankt in der Stärke zwischen 33 und 36 Zentimeter, ist also noch vollständig sicher, zeigt auch keine großen Risse. Nur am Haffrand ist das Eis auf Meterbreite bereits aufgetaut.

(Bericht aus der „Täglichen Rundschau" 1908)



Eissegeln bei Angerburg. — Nach einem Gemälde von Johannes Specht. (Der Maler wurde 1895 in Ciessau geboren. Ab 1921 lebte er in Königsberg; 1945 starb er als Soldat bei der Verteidigung der Stadt.)

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen ...

DIE KARTEI DEINES HEIMATKREISES BRAUCHT DEINE ANSCHRIFT
MELDE AUCH JEDEN WOHNUNGSWECHSEL

Allenstein-Stadt

An alle ehemaligen Angehörigen der Städt. Betriebswerke Allenstein GmbH

Ich freue mich, Ihnen eine gute Nachricht mitteilen zu können: Ihnen wird bekannt sein, daß sich einige Länder, z. B. Schleswig-Holstein oder Hamburg, von der Anerkennung der Rechte nach Art. 131 des Grundgesetzes an die ehemaligen Angehörigen unserer Betriebswerke ausgeschlossen hatten. Das veranlaßte den ehemaligen Leiter der Personalabteilung dieser Werke, Alfred Malien, 23 Kiel, Gravelottestraße 8, einen Musterprozeß vor den Arbeitsgerichten gegen das Land Schleswig-Holstein zu führen, den er jetzt — nach zweijähriger Dauer — in allen Instanzen gewonnen hat. Das Urteil ist inzwischen rechtskräftig geworden.

Dieser Sachverhalt versetzt nunmehr alle ehemaligen Betriebsangehörigen, die wegen ihrer 131er Rechte vom Pensionsamt in Kiel oder von sonst einer zuständigen Behörde anderer Länder abgewiesen worden sind, erneut in die Lage, ihre Ansprüche insoweit geltend zu machen. Man möge sich hierbei auf das rechtskräftige Urteil des Landesarbeitsgerichts Kiel in Sachen Malien, Land Schleswig-Holstein, berufen. Das Aktenzeichen dieses Rechtsstreits steht mir leider nicht zur Verfügung. Falls es dessen noch bedürfen sollte oder Rückfragen zu dieser Mitteilung bestehen, bitte ich die Interessenten, sich unmittelbar an Landsmann Malien zu wenden.

Dr. Heinz-Jörn Zülch, Stadthauptvertreter
Hamburg 4, Heiligengeistfeld, Hochhaus 2

Fischhausen

Der Tod unseres treuen Mitarbeiters Hermann Sommer, der seit der Gründung der Kreisgemeinschaft in selbstloser Weise unsere Kreisgeschäftsstelle geleitet hat, hat eine Neuordnung innerhalb der Kreisgemeinschaft notwendig gemacht. Am 1. Januar übernimmt Landsmann Hans Kadgien, der vielen Bewohnern des Heimatkreises aus seiner Tätigkeit als Amtsvorsteher in Neukuhren und als Bürgermeister und Amtsvorsteher in Germau bekannt ist, die Leitung der Kreisgeschäftsstelle. Frau Sommer, die seit der Erkrankung und dem Tod ihres Mannes entgegenkommenderweise vorübergehend einen Teil der Arbeiten übernommen hatte, tritt von ihrer Mitarbeit zurück. Ihr gebührt unser Dank! Die bisher in Borstel untergebrachte Kreisgeschäftsstelle soll nach unserer Patenschafts-Kreisstadt Pinneberg verlegt werden. Leider war es noch nicht möglich, in Pinneberg geeignete Räume zur Unterbringung der Kreisgeschäftsstelle, des Kreisarchivs und Heimatmuseums zu bekommen; daher ist aller für die Kreisgeschäftsstelle bestimmte Schriftverkehr vorerst an die Privatanschrift des Landsmannes H. Kadgien in 208 Pinneberg, Dr.-Haubach-Straße 23, zu leiten.

Dem Wunsche vieler Kreiseinwohner nachkommend, wird die Anschrift unseres 1. Kreisvertreters nochmals bekanntgegeben: H. Lukas, 2341 Faulück, Kreis Schleswig, Telefon Kappeln 5 38.

Gumbinnen

Jugendkreis Gumbinnen in Bad Oeynhausen

Zum Ende des Jahres trafen sich junge Gumbinner in Bad Oeynhausen. Erfreulich war es, daß auch junge Menschen unserer Patenstadt Bielefeld an dieser Tagung teilnahmen. Unsere Treffen im „Institut für Politische Bildung" haben immer etwas Besonderes an sich. Einer unserer jungen Teilnehmer bestätigte es: Ich habe schon an vielen solcher Tagungen mit anderen Verbänden teilgenommen. So nachdrücklich wie hier haben wir uns noch nie über derartige Fragen unterhalten. Es lag gewissermaßen in der Luft, daß neben den im Programm vorgesehenen großen Themen auch die kleinen Dinge, die in unseren Tagen geschehen, an die Reihe kamen. Als junge Ostpreußen sind wir an der Geschichte unseres deutschen Volkes vielleicht stärker interessiert als mancher andere, denn die Leidtragenden der

letzten Epoche sind wir. Darum haben wir auch ein brennendes Interesse an der Klärung unseres Verhältnisses zu unseren östlichen Nachbarn. Es ist für uns gar nicht erstaunlich, daß bei der Erörterung dieses Geschehens plötzlich viele Dinge und Gedanken hart nebeneinander stehen. Darum sind unsere Diskussionen im Anschluß an die Referate außerordentlich rege und fordern auch die Referenten zu Geduld und Ausdauer.

Weit war der Bogen der Themen gespannt, von der Oder-Neiße über Marxismus und hochinteressante Ansichten der Verteidigung ging es über EWG und Ostdeutschland zu den Vorträgen von Herrn Gerd Jans zu Fragen der europäischen Einigung. Gerade als junge Ostpreußen sind wir an den europäischen Verständigungsbemühungen äußerst interessiert, denn ein deutscher Alleingang ist unmöglich, und nur ein freies Europa kann auch Ostmitteleuropa nach den Grundsätzen des Rechts und des Selbstbestimmungsrechts der Völker aufbauen. Zu einem Aufbau in europäischem Sinne sind wir jederzeit bereit, deshalb laßt uns die europäische Mannschaft schaffen, die einsatz- und ideenfreudig an die Arbeit geht!

So war diese Woche im „Institut für Politische Bildung" für jeden der Teilnehmer ein Gewinn, ließen sich doch viele Dinge im Gespräch klären. Für viele war die Zeit zu kurz, da noch lange nicht alle Themen — wohl die auf dem Programm — geklärt waren. Wir danken den Referenten für ihre Mühe und Redlichkeit, mit der sie uns führten und antworteten. Wir werden den Wünschen unserer Teilnehmer entsprechen und im nächsten Jahr wieder zusammenkommen.

F. H.

Neidenburg

Der Weihnachtsheimatbrief Nr. 36/1962 ist vor dem Fest zum Versand gekommen. Wer trotz Bestellung diesen nicht erhalten hat, melde sich umgehend, da postalische oder auch im Versand bedingte Fehler unterlaufen können, dies vor allen Dingen, weil viele Bezieher sich bei Verzug nicht ummelden.

Der Heimatbrief enthält u. a. eine Vorschau auf die „Zehnjahrespatenschaftsfeier" am 11. und 12. Mai 1963 in Bochum und die Bekanntmachung über das Erscheinen und die Bestellungsmöglichkeiten über den „Buntbildband Kreis Neidenburg".

Wagner, Kreisvertreter
Landshut, Postschließfach 502

Ortelsburg

Noch vor Abschluß des Jahres 1962 ist die Übernahme der Patenschaft für Kreis und Stadt Ortelsburg durch die Stadt Wanne-Eickel erfolgt. Über die Patenschaftsfeier bringt das Ostpreußenblatt einen gesonderten Bericht.

Während des Schwebezustandes der Übertragung der Patenschaft von Münden auf Wanne-Eickel konnte über die einzelnen Vorgänge nicht immer berichtet werden. Das wird demnächst nachgeholt. Heute darf ich den Angehörigen unserer Kreisgemeinschaft alle guten Wünsche für das neue Jahr übermitteln. Unseren ehrenamtlichen Mitarbeitern für ihre erfreuliche Tätigkeit im abgelaufenen Jahr herzlichen Dank.

Max Brenk, Kreisvertreter
Bad Pyrmont, Postfach 120

Osterode

Weihnachtsrundbrief

Der letzte Rundbrief des Heimatkreises ist kurz vor dem Feste hinausgegangen und wird wie immer große Freude bei den Landsleuten ausgelöst haben. Sollte in einem oder anderen Falle der Brief aus postalischen Gründen nicht den Empfänger erreicht haben, so bitte ich, dieses dem Herausgeber, Dr. Kowalski, 6533 Bacharach (Rhein), Mainzer Straße 17, umgehend zu melden.

Weihnachtsfeier der Gruppe Berlin

Im gutbesuchten Saal des Terrassenrestaurants „Wilhelmshöhe" beging die Gruppe Berlin des Heimatkreises ihre Weihnachtsfeier. Der hellerleuchtete Tannenbaum, die festlich geschmückten Tischreihen mit Tannengrün und Kerzen gaben der Feier ein festliches Gepräge. Nach der gemeinsamen Kaffeetafel begrüßte der Kreisbetreuer, Horst Eckert, die etwa 160 anwesenden Landsleute und Gäste. Er betonte, daß Weihnachten, das Fest der Liebe, alle Mauern, Schranken und Grenzen überwindet, und daß wir mit unseren Gedanken und Hoffnungen bei unseren Landsleuten im Osten weilen. Von Angehörigen der Osteroder in der DJO wurden ein Krippenspiel aufgeführt und Gedichte vorgetragen, die bei allen Teilnehmern begeisterten Anklang fanden. Mit besonderem Beifall wurde ein von Landsmann Wysotzki verfaßter Bericht „Osterode im Winter" bedacht. Den anwesenden 30 Kindern und Jugendlichen, sowie 20 bedürftigen älteren Landsleuten brachte der Weihnachtsmann eine reichgefüllte bunte Tüte und Geschenke. Den infolge Krankheit am Erscheinen verhinderten älteren Landsleuten werden die Weihnachtsgaben durch die Kassiererin, Frau Langkau, überbracht. Auch jedes Mitglied erhielt eine kleine Aufmerksamkeit. Mit großer Aufmerksamkeit wurde die Rede des 2. Vorsitzenden, Max Wysotzki, aufgenommen. Er bat alle Anwesenden, insbesondere die Jugend, in dem Wirken für den ostpreußischen Heimatgedanken nicht zu erlahmen und das Zusammengehörigkeitsgefühl und den Zusammenhalt aller Osteroder stets zu betonen, zumal wir hier, fern der Heimat, eine große Familie bilden, die die Liebe zur Heimat verbindet. Ein Schäferspiel beschloß den Reigen der reichhaltigen Darbietungen.

von Negenborn-Klonau, Kreisvertreter
Lübeck, Goerdelerstraße 12

Pr.-Eylau

Landrat i. R. Neumann 75 Jahre alt

Am 9. Januar wird Landrat i. R. Herbert Neumann, Berlin W 15, Bregenzer Straße 9, 75 Jahre alt. Von 1922 bis 1939 hat er an der Spitze unseres Kreises gestanden. Die großen Verdienste, die er sich in hingebungsvoller Arbeit in langen Jahren um den Kreis Pr.-Eylau erworben hat sowie seine Leistungen für Ostpreußen, sind anläßlich seines 70. Geburtstages im Ostpreußenblatt gewürdigt worden.

Auch heute setzt Landrat i. R. Neumann in unveränderter Treue für unseren Kreis sich ein; einmal als Mitglied des Kreisausschusses, besonders aber in Berlin als Vorsitzender der Kreisgruppe unseres Heimatkreises, die sich ihm in selbstverständlichem Vertrauen verbunden fühlt. Sein großes Anliegen ist die Betreuung aller unserer Kreiseingesessenen.

Mit unserem Dank für alles, was unser Landrat Neumann für unseren Kreis geleistet hat und auch heute noch leistet, verbinden wir unsere herzlichen Glückwünsche; wir erhoffen für ihn weiterhin beste Gesundheit und die Erhaltung seiner Frische und seiner Tatkraft für viele Jahre.

v. Elern-Bandels, Kreisvertreter
Königswinter, Ferd.-Mülhens-Straße 1

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in ...

HAMBURG

Vorsitzender der Landesgruppe Hamburg: Otto Tintemann, Hamburg 33, Schwalbenstraße 13. Geschäftsstelle: Hamburg 13, Parkallee 86, Telefon 45 25 41/42. Postscheckkonto 96 05.

Bezirksgruppen

Fuhlsbüttel: Dienstag, 8. Januar, 20 Uhr, Monatszusammenkunft im Landhaus Fuhlsbüttel, Brombeerweg 1.

Farmsen: Donnerstag, 10. Januar, 20 Uhr, erste Zusammenkunft im neuen Jahr im Luisenhof, Farmsen (gegenüber U-Bahnhof Farmsen). Alle Landsleute sind herzlich eingeladen.

Eimsbüttel: Sonntag, 13. Januar, 17 Uhr, in der Gaststätte Brüning, Hamburg-Eimsbüttel, Müggenkampstraße 71, Zusammenkunft. Programm: Vorstandswahl, Quiz, Unterhaltung und Tanz sowie Fleckessen. Gäste sind herzlich willkommen.

Am 22. Januar, 20 Uhr, Vortrag von Prof. Schier (Münster) „Abendländische Bedeutung der ostdeutschen Volkskultur" im Altonaer Museum (Museumsstraße).

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vorsitzender der Landesgruppe Schleswig-Holstein: Günther Petersdorf, Kiel, Niebuhrstraße 26. Geschäftsstelle: Kiel, Wilhelminenstraße 47/49. Telefon 4 02 11.

Kellinghusen. Wie in einer großen Familie ging es bei der Adventsfeier der Ost- und Westpreußen zu. Der 1. Vorsitzende, Endom, begrüßte den Beauftragten für das Vertriebenenwesen, Ulrich, und die Familie von Riesen, die jetzt nach Kellinghusen gezogen ist. Leider konnte Kreisvorsitzender Dr. Behr an diesem Abend nicht teilnehmen. — Zwei Vorweihnachtsfeiern konnte die große Familie der Ost- und Westpreußen veranstalten: Am Nachmittag fanden sich 151 schulpflichtige Kinder und ältere Mitglieder, am Abend 222 Ost- und Westpreußen ein. 1. Vorsitzender Endom wies darauf hin, daß wir die Verbundenheit mit unseren Schwestern und Brüdern in der sowjetisch besetzten Zone dadurch dokumentieren sollten, am Heiligen Abend ein brennendes Licht ins Fenster zu stellen. Die Ansprache von Pastor Dr. Schuberth gipfelte darin, daß sowohl das Alter als auch die Jugend unsere schöne Heimat im Osten nie vergessen dürfe. Leider ist es an dieser Stelle nicht möglich, die Namen aller Mitwirkenden bei diesen eindrucksvollen Feierstunden aufzuführen, die ihre Landsleute durch Gedicht- und Prosavorträge, musikalische Darbietungen und liebevolle Vorbereitung erfreuten.

Uetersen. Am Freitag, 4. Januar, um 20 Uhr Generalversammlung im Café v. Stamm. — Am 7. Dezember waren die Mitglieder zu einer besinnlichen ostpreußischen Adventsfeier versammelt, ausgestaltet von Frau Eichler und Frau Tinschmann, auf der Pastor Hansen die Adventsansprache hielt. Es wurde beschlossen, den sonst für die Adventsfeier von der Vereinigung verauslagten Betrag in Höhe von 150,— DM im Gedenken an die aus der Heimat in Friedland eingetroffenen Landsleute der Friedlandhilfe zu überweisen.

NIEDERSACHSEN

Vorsitzender der Landesgruppe Niedersachsen: Arnold Woelke, Göttingen, Keplerstraße 26, Telefon in der Dienstzeit Nr. 5 87 71-8; außerhalb der Dienstzeit Nr. 5 63 80. Geschäftsstelle: Hannover, Königsworther Platz 3; Telefon: 7 46 51; Postscheckkonto Hannover 1238 00.

Hannover. Das Jahresfest am 19. Januar findet in den Casino-Sälen, Kurt-Schumacher-Straße 23, statt und beginnt um 19.30 Uhr. Es steht unter dem Motto: „Koddrig und lustig." U. a. werden vorgeführt „Das Hundche" — „Im Museum" — „Die Jäjenliebe". Große und kleine Marjellchen singen und tanzen. Kapelle Lipke spielt zum Tanz für jung und alt. Der Verkauf von Eintrittskarten ist auf den Vorverkaufsstellen im vollen Gange.

Hannover. Die Zusammenkunft der ehem. Angehörigen des 1. Pr.-Art.-Regt. am 11. Januar, 19.30 Uhr, findet nicht im Klubzimmer, sondern im großen Saal der Schloßwende statt.

Langelsheim. Auf der gutbesuchten Adventsfeier begrüßte der 1. Vorsitzende, Schmadtke, den Vorsitzenden des BdV, Eichner, und Landsleute aus Goslar als Gäste. Er erinnerte an die Brüder und Schwestern, die fern von uns in Unfreiheit leben. Musikstücke, ein Weihnachtsspiel der Jugend, Gedichte und mancherlei Überraschungen für jung und alt verschönten die schöne Feier. Für die Kinder der Mitglieder gab es eine gesonderte Feier mit einer Kaffeetafel und bunten Tüten.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen: Erich Grimoni, (22a) Düsseldorf 10, Am Schein 14, Telefon 62 25 14

Dortmund. Nächste Versammlung der Frauengruppe am Dienstag, 8. Januar, im bekannten Lokal.

Düsseldorf. 250 Landsleute hatten sich im Haus des Jungen Mannes zu einem Farblichtbildervortrag eingefunden, der Marienburg, Danzig und das polnisch verwaltete Ostpreußen zeigte. An weit über 150 neuesten Aufnahmen und auf Grund eines objektiven Berichtes wurde die heutige Situation in unserer Heimat in erschütternder Weise deutlich. — Am 19. Dezember hatten sich 350 Landsleute zur Vorweihnachtsfeier eingefunden, die nach allgemeiner Ansicht die schönste seit Jahren war. Hundert „Altchen", einsame und bedürftige Landsleute waren Ehrengäste, alle Anwesenden erhielten einen Marzipangruß. Ein Chromonikaorchester, der Ostpreußenchor, Volkstänze der DJO, winterliche Heimatbilder, Gesänge und Rezitationen, sowie eine Ansprache von Reg.-Dir. Matull gaben der Veranstaltung Niveau und Atmosphäre. — Verstärkt und auf solider Grundlage treten die Ostpreußen in Düsseldorf in das Jahr 1963 ein, das weiterhin zahlreiche und wertvolle Veranstaltungen bringen wird.

Düsseldorf. Auf der Vorweihnachtsfeier der Kreisgruppe wurde das festliche Programm mit einer von Landsmann Rinn vorgeführten Lichtbildreihe „Ostpreußen zur Winterszeit" eröffnet. Die von dem Düsseldorfer Ostpreußenchor mit alten Weihnachtsliedern besungene Langspielplatte wurde durch bekannte ostpreußische Mundartsprecher ergänzt. Hieran knüpfte der 1. Vorsitzende, Regierungsdirektor Matull, seine zu Herzen gehende Festansprache und sagte allen denen Dank, die mit ihrer Spende dazu beigetragen haben, den Alten, Kranken und Verlassenen unter den Landsleuten diesen schönen Nachmittag zu gestalten. Neben Rezitationen, Weihnachtsgedichten der Kinder, Geigensoli eines 12jährigen ostpreußischen Jungen, erfreute der Ostpreußenchor unter Leitung seines Dirigenten Bahmann die Zuhörer. Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete ein halbstündiges Konzert des Chromonikaorchesters „Stern" aus Neuß unter der Leitung von Erwin Last. Zum Schluß der Veranstaltung tanzte die Ostpreußenjugend in der DJO einige beschwingte Volkstänze, die in ihrer Anmut und Fröhlichkeit den richtigen Übergang in die frohen Festtage bildeten.

Essen. Die Kreisgruppe veranstaltet am 6. Januar um 19.30 Uhr im Städt. Saalbau in Essen ihr Winterfest mit Tanz und Tombola.

Heide. Letzte Weihnacht in Ostpreußen, so hieß die Erzählung, die im Mittelpunkt der Adventsfeierstunde für die Altchen stand. Gedichtvorträge von Schülern der 9. Klasse wurden umrahmt von weihnachtlichen Liedern des Schulchors (Leitung Herr Kosney). Die Schülerin Sigrid Plagmann überraschte durch ihr Können; sie spielte zusammen mit Heidi Kühl ein Weihnachtskonzert für Blockflöten von Valentini. Die Sozialreferentin, Frau Spitzenpfeil, und ihre Helferinnen hatten die Kaffeetafel mit viel Mühe vorbereitet. Der 1. Vorsitzende, Mühle, sprach über den tiefen Sinn der Adventszeit und ehrte die älteste anwesende Ostpreußin durch ein Geschenk. In den Abendstunden kamen die Mitglieder des Vorstandes und die vielen freiwilligen Helfer noch einmal zu einer schlichten Feierstunde zusammen.

HESSEN

Vorsitzender der Landesgruppe Hessen: Konrad Opitz, Gießen, An der Liebigshöhe 20, Tel. 37 63.

Gießen. Monatsversammlung am Mittwoch, 16. Januar, 20 Uhr, im „Kühlen Grund", Schulstraße. Landsmann Fritz Jensen spricht über die wirtschaftlichen Leistungen Ostpreußens. — Am 2. Advent bescherte die Kreisgruppe die Kinder der Landsleute mit bunten Tüten. „Tante Erika" ließ mit Kindern ein fröhlich-buntes Programm über die Bühne gehen. Am Abend vereinten sich viele Landsleute zu heimatlicher Adventsbesinnung an weihnachtlich geschmückten Tischen. Bundeswehr-Oberpfarrer Csekai, früher Lötzen, sprach zu seinen Landsleuten. Landeskulturreferent Kurt Thiel zeigte die Farbdiareihe „In Ostpreußen heulen die Wölfe", die einen eindrucksvollen Einblick in die Zustände in Masuren von 1961 wiedergeben. Die guten Klaviervorträge des jungen Landsmanns Peter Knorr, die gelungenen Kompositionen für Klavier des jungen Gastes Walter Rösner sowie andere Darbietungen unter der Leitung von Erika Schibura umrahmten die schöne Feierstunde.

BADEN-WÜRTTEMBERG

Erster Vorsitzender der Landesgruppe Baden-Württemberg: Max Voss, Mannheim, Zeppelinstraße Nr. 42.

Tübingen. Etwa 80 Landsleute aus den Memelkreisen hatten sich zu einer vorweihnachtlichen Feier eingefunden. Der Jugendkreis unter Leitung von Frl. Dilba und Frl. Pillibeit hatte die Ausgestaltung übernommen. Besonderen Beifall fanden der vierjährige Rudi und die fünfjährige Monika Gerollis, Kinder von Spätaussiedlern, für ihre beiden Gedichte auf das Memelland. Der 1. Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, H. Jörgen, und A. Borm sprachen über die Bedeutung der Weihnachts- und Adventszeit.

BAYERN

Vorsitzender der Landesgruppe Bayern: Walter Baasner, München 23, Cherubinistraße 1 (Telefon-Nr. 33 67 11). Geschäftsstelle: München 13, Georgenstraße 102/1 links, Telefon: 37 33 34. Postscheckkonto: München 213 96.

Dachau. Am 19. Januar findet in der ASV-Halle eine Faschingsveranstaltung unter dem Motto „Mit Windstärke 11 durch die Ostsee" statt.

Freising. Nächste Monatsversammlung am Sonntag, dem 6. Januar, 15 Uhr, im Gasthaus ZUR EISENBAHN. — 2. Februar, 20 Uhr, Faschingskränzchen im Gasthaus ZUR EISENBAHN. Es spielt das Trio Steiner zum Tanz. Spenden für den GLÜCKSHAFEN nimmt die Gruppe bis 30. Januar entgegen. — Zu der Weihnachtsfeier der Gruppe waren 80 Prozent aller Mitglieder mit ihren Angehörigen erschienen. Der 2. Vorsitzende der Landesgruppe, Dr. Michalick, überbrachte die Grüße der Landesgruppe, sprach Worte zum Weihnachtsfest und zum Jugendwettbewerb. Der 1. Vorsitzende, Gerhard Prengel, rief die Landsleute auf, noch fester zusammenzuhalten. Eine Spende für den Jugendwettbewerb wurde Dr. Michalick übergeben.

Kulturnotizen

Der Schriftsteller und Kapellmeister Walter Möller vollendete am 21. Dezember das 75. Lebensjahr. Er wurde 1887 in Berlin geboren. Sein aus Bayreuth stammender Vater stand in freundschaftlicher Verbindung zur Familie Richard Wagners. In Rostock erhielt der Sohn eine Ausbildung als Kapellmeister und im Geigenspiel. Seine Laufbahn begann er in Tilsit. Erinnerungen an das damalige Tilsiter Stadttheater veröffentlichte er im Ostpreußenblatt (Folge 38 des vorigen Jahrgangs). Walter Möller ist zugleich jornalistisch tätig gewesen; er schrieb Musik- und Theaterkritiken für die „Königsberger Allgemeine Zeitung". In Tilsit wurde sein erstes Stück uraufgeführt.

Während des Ersten Weltkrieges war Walter Möller Kapellmeister an der Oper in Kowno (Kaunas). Nach dem Kriege gab er mit dem Blüthner-Orchester Abonnements-Konzerte für Berliner Schulen. Er verfaßte mehrere musikwissenschaftliche Schriften, z. B. „Von Bach bis Strauß", als Mitverfasser von Büchern heiterer Note hatte er Erfolg. Die größte Auflage — über 250 000 — erzielte der gemeinsam mit dem Freunde aus den Tilsiter Jahren, Curt Elwenspoek, herausgegebene „Moderne Knigge". Nach dem Tode seines Vaters übernahm Walter Möller dessen Buchverlag und betätigte sich auch verlegerisch. Seine Anschrift lautet: 1 Berlin-Hermsdorf, Postfach 13.

Fred Thieler zeigt im Berliner „Haus am Waldsee" bis zum 30. Januar über achtzig Werke. Die Ausstellung des als prominentesten und einfallsreichsten Vertreters des Tachismus gewerteten 46jährigen — in Zinten geborenen — Malers wurde in der deutschen Presse stark beachtet.

Bestätigungen

Wer kann bestätigen, daß Otto Hardt (geb. 26. 9. 1916) aus Bartzdorf, Kreis Neidenburg, wie folgt beschäftigt gewesen ist: 1. 4. 1931 bis Oktober 1936 bei Landwirt Karl Jorkowski oder Jokowski, Neidenburg; April 1937 bis August 1939 und Juli 1941 bis Oktober 1944 bei der An- und Verkaufsgenossenschaft Neidenburg.

Es werden Landsleute gesucht, die über das Sparguthaben des Walter Jakobeit (geb. 1903), wohnhaft gewesen bei seinen Eltern in Königsberg, Altstädtische Kirchenstraße 10/11, Auskunft geben können. Wer kann Angaben machen, bei welcher Sparkasse er das Sparguthaben unterhalten hat?

Wer kann bestätigen, daß Frau Emma Redzanowski aus Saffronken, Kreis Neidenburg, in den Jahren 1938/39 auf dem Gut Finken, Kreis Fischhausen, als Rendantin tätig gewesen ist? In erster Linie wird der damalige Gutsverwalter, Waldemar Krebs, gesucht.

Zuschriften erbittet die Geschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen, 2 Hamburg 13, Parkallee 86.

Walter Grunert 75 Jahre

Wer es nicht weiß, wird es nicht glauben, daß der frühere Insterburger Oberstudienrat Dr. Walter Grunert am 13. Januar sein 75. Lebensjahr vollendet. Die Beweglichkeit seines Körpers und seines Geistes spricht dagegen, doch die Urkunden beweisen es. So sei ihm der Glückwunsch seiner Freunde und der Redaktion des Ostpreußenblattes dargebracht, deren Arbeit er durch viele gehaltvolle Beiträge unterstützt hat.



Aufnahme: Frost

Nach dem Abitur 1907 studierte Grunert Mathematik, Physik und Biologie, legte 1912 das Staatsexamen ab, wurde 1914 Studienassessor und 1918 Studienrat. Rund eineinhalb Jahrzehnte lehrte er an der Herzog-Albrecht-Schule in Rastenburg und kam 1928 als Oberstudienrat an das Königsberger Wilhelmsgymnasium. Dort blieb er nur fünf Jahre. Da er 1933 als Vertreter des Direktors die unrechtmäßig auf dem Schulgebäude gehißte Fahne der Hitlerjugend entfernen ließ, wurde er an das Gymnasium in Insterburg versetzt, wo er bis zur Vertreibung gewirkt hat. Am Ersten Weltkriege hat er als Frontkämpfer teilgenommen am zweiten als Meteorologe der Luftwaffe.

Was Walter Grunert als Lehrer geleistet hat, wissen die Tausende von Schülern zu würdigen, die durch seine Hand gegangen sind. Hier seien aber die Verdienste hervorgehoben, die er sich weit über die Pflichten seines Berufes hinaus um unsere Heimat erworben hat. Der Mathematiker und Physiker entwickelte sich zum wissenschaftlichen Heimatforscher, besonders auf den Gebieten der Prähistorie, der Siedlungskunde und der Familienforschung. Als führendes Mitglied der Insterburger Altertumsgesellschaft redigierte er die Zeitschrift dieser Gesellschaft, besonders die Festschrift für Georg Froelich 1939, betreute er das Heimatmuseum im Insterburger Schloß und eine heimatkundliche Beilage der Insterburger Zeitung. Zahlreiche kleine Aufsätze veröffentlichte er auch in der vom Landesamt für Vorgeschichte herausgegebenen Zeitschrift „Altpreußen", in der „Altpreußischen Geschlechterkunde" und nach dem Kriege im „Ostpreußenblatt", im „Redlichen Ostpreußen", im „Jahrbuch der Albertus-Universität" und in den Insterburger Heimatbriefen. Seine besondere Liebe galt und gilt den Städten und Landschaften, in denen er tätig gewesen war, Rastenburg und Insterburg, den Landschaften Barten und Nadrauen, aber auch über Ausgrabungen und vorgeschichtliche Funde im Samland hat er berichtet. Noch heute hält der Unermüdliche die Tradition seiner Schulen in Wort und Schrift aufrecht und ist in Vorträgen und Briefwechsel ein belebendes Element im Patenschaftsverhältnis Krefelds zu Insterburg. Seine Schüler und Freunde, die den Menschen und Gelehrten hoch schätzen, wünschen dem Jubilar — er muß sich diese für ihn gar nicht passende Bezeichnung diesmal schon gefallen lassen — ein weiteres Lustrum Leben- und Schaffensfreude als einem Träger und Bewahrer unserer heimatlichen Geschichte und Kultur.

Dr. Gause



In Folge 20 des vorigen Jahrgangs brachte das Ostpreußenblatt diese Zeichnung von der Kirche Szirgupönen (Amtshagen), Kr. Gumbinnen.

Am Butterfaß überrascht ...

Wie Szirgupönen zu seiner Kirche kam

Es gab bei uns viele Orte, die auf ‚...pönen' endeten: Alxnupönen, Augstupönen, Aulowönen, Ballupönen, Brakupönen, Budupönen, Döpönen, Lappönen, Lubönen, Piktupönen, Pillupönen, Schillupönen, Skardupönen, Stallupönen, Worupönen und auch Szirgupönen und sicher noch mehr. Und wenn sie umbenannt wurden, leben sie in unserer Erinnerung unter diesen altvertrauten, klangreichen Namen weiter. Einige waren offenbar so schön, daß sie gleich zweimal vorkamen, etwa Ballupönen, ja, genau genommen gab es davon sogar gleich drei, wenn man bedenkt, daß es im Kirchspiel Schabienen ein Alt- und ein Neu-Ballupönen gegeben hat.

Szirgupönen (umbenannt in Amtshagen) im Kreise Gumbinnen, mag eins von den kleineren ‚...pönens' gewesen sein. Jedenfalls wird es in dem Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler des Ordenslandes Preußen von Dehio-Gall gar nicht genannt. Dabei hatte es doch eine schön gelegene Kirche. Die Geschichte, wie es zum Bau dieser Kirche kam, ist so ergötzlich, daß wir sie uns wieder in Erinnerung rufen lassen sollten.

Das war in jenen Jahren, als König Friedrich Wilhelm I. das von der Pest verödete Land neu besetzte und alles tat, um es auch wirtschaftlich wieder zu stärken. Er reiste deshalb selbst viel von seiner Residenz nach Preußen und besuchte, oft unangemeldet, die abgelegensten und kleinsten Dörfer, um nach dem Rechten zu sehen.

So kommt er überraschend auch nach Szirgupönen. Er trifft vor dem Gutshaus eine junge Frau bei einer häuslichen Arbeit und freut sich darüber. Die Frau wäscht die schöne, frische Butter. ‚Sie soll so sauber und rein wie möglich ins königliche Magazin kommen, damit sie sich auch gut hält', erklärt die Frau, ‚der König hat es befohlen, und das ist recht so.' — Wie sollte diese Frau auch wissen, daß der Unbekannte vor ihr der König in eigener Person war! Nun, Friedrich Wilhelm freute sich über diese sachliche Auskunft und fragte, wem das Gut gehöre, und wo die Gutsfrau wäre; die müsse ja eine tüchtige Person sein, wenn sie ihre Leute so gescheit instruiere (und wie sollte der König auch wissen, daß diese fleißige Frau auf dem Hof die Gutsfrau in eigener Person war?!). Die Frau errötete, gab aber auch jetzt freimütig Antwort auf alles, was der König begehrte.

Und nun zeigte sich, daß er wahrhaft königlich war. Sah er doch nicht nur eine Dame, die gescheite Instruktionen zu verteilen verstand, wußte diese Frau doch noch viel besser ein gutes Beispiel zu geben. Er lobte die Herrin und dankte ihr. Er gab sich zu erkennen und bot ihr seine Hilfe an. Sie möge ihm sagen, was sie gern haben wolle, es solle ihr erfüllt werden. Und nun zeigte es sich zum drittenmal, daß diese Gutsfrau dem König, den wir als einen frommen Monarchen kennen, wohl gefallen konnte. Sie bat darum, daß in Szirgupönen ein Kirchlein errichtet werden möchte, möglichst dicht am Gutsgarten. Und so geschah es dann auch. 1725 wurde die Kirche eingeweiht.

Pfarrer Helmut Walsdorff

Suchanzeigen



Wer kennt Vollwaise **Rosemarie Thiel**, geb. 22. 6. 1941 in Schloditten, Kreis Pr.-Eylau, lebte 1946/47 in den Orten Vorwerk Bögen oder Tharau oder Jesau, Kreis Pr.-Eylau? Rosemarie (Bild), Alt. ca. 4 Jahre, war ein zartes Kind mit blond., gewelltem Haar.

Mutter von Rosemarie, Frau **Anna Thiel**, geb. Lapehn, ist am 30. 8. 1947 im Alter von 25 Jahren im Siechenhaus Pr.-Eylau verstorben. Eine Bekannte sollte Rosemarie evtl. mitnehmen. Wer kennt diese Bekannte? Im November 1947, nur wenige Monate nach dem Tode von Anna Thiel, ist ein größerer Umsiedlertransport (Nr. 11) von Pr.-Eylau nach Coswig (Sachs.-Anhalt) abgefertigt worden. In der Registrierung war nicht zu ermitteln, ob Rosemarie in den Tansport mit eingeschlossen wurde.

Folgende Personen, die evtl. über den Verbleib des Kindes Angaben machen könnten, bitte melden: Frau **Gertrud Müller** mit Sohn Wolfgang (sollen 1947 im Umsiedlerlager Coswig gewesen sein).

Frau **Meta Wüsenburg**, geb. Homfeld, geb. 23. 2. 1906, zuletzt wohnh. i. Pr.-Eylau (ebenfalls durch das Umsiedlerlager Coswig gegangen).

Frau **Hedwig Kalks**, geb. Matern, geb 28. 3. 1917 in Stuhm, Westpr., zul. wohnh. in Pr.-Eylau, Walter-Fink-Str. 42, mit Tocht. Hannelore, geb. 5. 11. 1940 (ebenfalls durch das Umsiedlerlager Coswig gegangen).

Weiter könnten sich möglicherweise die deutschen Ärzte Dr. med. Gürtler, Dr. med. Wolf und Dr. med. Albrecht, die vor ihrer Umsiedlung im Siechenhaus Pr.-Eylau tätig waren, der Gesuchten erinnern.

Für jede Nachr. wären sehr dankbar Friedrich und Maria Lapehn, Ludwigsburg bei Stuttgart, Friedrichstr. 105.

Achtung, Kreis Schloßberg!

Gesucht werd. Angehörige von

Emil Pallokat

geb. am 5. 3. 1893 in Jodszen Kreis Pillkallen

später wohnhaft in Maszuiken (Blockswalde)

Sohn der Eheleute Friedrich Pallokat (gest. 1909) und Marie, geb. Baltruschat (vermißt seit 1945). Nachr. erb. an Alexander Schreiber, 4967 Bückeburg, Postfach 33.

Stellenangebote

Stellengesuche

Suchanzeige

Aus Groß-Jerutten, Kr. Ortelsburg, Ostpreußen, wird gesucht meine Ehefrau **Frieda Frassa**, geb. Frontzek, geb. 23. 5. 1906, zuletzt wohnhaft in Groß-Jerutten, Kr. Ortelsburg, Ostpr. Die Gesuchte ist angeblich Ende Januar 1945 auf d. Flucht im Raume Braunsberg—Frauenburg, Ostpr., verschollen. Nachr. erb. an Emil Frassa, 6308 Butzbach (Hess), Goethestraße 15, Waldsiedlung.

Über die eigenen Schnabelschuhe gekippt ...

Sittsame Reigenschritte, wilde Sprünge und rasches Hochschwenken

E r n s t H a r t m a n n erzählt von Tänzen zur Ordenszeit

Stunden unbeschwerter Fröhlichkeit wurden uns daheim vornehmlich bei den Festen des Jahres sowie bei Feiern in der Familie und Nachbarschaft bereitet. Großzügige Bewirtung, lebhafte Unterhaltung, Gesang und Tanz ließen sie gar zu schnell verrinnen. So hielt man es schon in früheren Jahrhunderten. Manche, freilich recht spärliche Zeugnisse bekunden, daß auch im ernsten Mittelalter bei sich bietender Gelegenheit gerne und ausgiebig getanzt wurde.



Zeichnungen: Erwin Scharfenorth

In den Städten des Ordenslandes war es bei der damals herrschenden strengen Scheidung der Stände üblich, daß die gehobene Gesellschaftsschicht, also der Stadtadel, die Ratsfamilien, die Großkaufleute und die Mälzenbräuer, im Artushof („Junkerhof") ihre Tanzfestlichkeiten veranstalteten. Die Angehörigen des mittleren Bürgerstandes und der Zünfte tanzten in den „Gemeindegärten" und Zunfthäusern („Kumpaneien"), „der kleine Mann" und das Gesinde in den Krügen und sommers auch dem Markt und der Straße.

In K ö n i g s b e r g erschienen im Jahre 1436 die Statuten des Kneiphöfischen Junkerhofes, durch die auch für die Tanzlustbarkeiten gewisse Einschränkungen festgelegt wurden. 1. Während „der Hof" sonst um 10 Uhr abends geschlossen wurde, blieb er an den Tanzabenden bis 11 Uhr geöffnet. Diejenigen, die sich werktags nicht im Artushof zu Umtrunk, Spiel und Gespräch blikken ließen, sollten ihm auch „zcur tantzzceit" fernbleiben. Frauen und Jungfrauen durften nur mit Erlaubnis der „Älterleute" den Tanzsaal betreten. Man wollte durch diese strenge Maßnahme übel beleumdete Tänzerinnen fern halten. Die „Ordnung" des Artushofes zu Danzig von 1421 bestimmte aus diesem Grunde: „Ok sall nymands frouwen up den hoff to dancze bryngen, de opembar beruchtiget syn."

In Königsberg durfte auch niemand nach Tanzschluß Jungfrauen oder Frauen, die nach Hause zu gehen begehrten, aufhalten; im Übertretungsfalle mußte er den Brüdern des Artushofes eine Tonne Bier spendieren. Ohne Zustimmung der Älterleute durfte auch „nymand eynen reyen furen (führen) us dem hofe." Das ist wohl so zu verstehen, daß keiner eine Tanzgruppe dazu verleiten dürfe, vor dem Hof auf der Straße weiterzutanzen. Ein ähnliches Verbot kannte auch die im Jahre 1400 abgefaßte Rolle des Artushofes B r a u n s b e r g, in der es hieß: „Keyn man sal ... vuren (führen) reygen uff den hof ader van dem hofe, is en sy mit der alderlute orlop" (Urlaub — Erlaubnis). Ein Geistlicher sagte in seiner gereimten Übertragung der Bücher der Makkabäer von den Männern:

„An tentzen ir gerne gat
Abendis uf den gazzen (Gassen)
Tribet da ane lazzen (ohne Unterlaß)
Mit der jugent bose dinc."

R i n g s t e c h e n a u f d e m B r a u n s b e r g e r M a r k t p l a t z

In Braunsberg wird bereits 1456, also vor über 500 Jahren, das „S t e c h r e i t e n" erwähnt, das man auch „zu Speere reiten" nannte. Dabei mußten Reiter auf dem Marktplatz in turniermäßigem Anritt in vollem Galopp nach einem Ring stechen. Das geschah alljährlich am Fastnachts-Dienstag. Abends wurde dann im festlich geschmückten Saal des Artushofes, in dem die Teilnehmer gesondert auf der Jungfernbank, Altväterbank oder Pieperbank (Pfeiferbank bei der Musik) saßen, feste getanzt und dabei auch „gebiegelt". Der Tanzabend wurde mit dem Ehrentanz für den Sieger eingeleitet. Beim „Bügeln" wurde tanzenden Mädchen von einem um den Tanzkreis streifenden Burschen ein mit Blumen und Bändern geschmückter Bügel übergestreift, und ihr Tanzpartner mußte sie dann mit galantem Schwung aus dem Bügel heben.



Auch in Danzig wurde nach solchem bürgerlichen Ritterspiel abends im Artushof eifrig getanzt. Es wurde aber dabei gerügt, „daß die Frauen mit zu großer Vorliebe die fremden Gesellen mit ihrer Flittertracht vor den Einheimischen bei Tanz und Preisverteilung begünstigten."

Durch den Dichter Peter Suchenwirt, der 1377 Herzog Albrecht III. von Österreich auf seiner „Heidenfahrt" gegen die Litauer begleitete und auch bei dem prunkvollen Fest des „Ehrentisches" in K ö n i g s b e r g dabei war, erfahren wir etwas von dem Glanz der städtischen Tanzfestlichkeiten zur Ordenszeit. In einem Lied „Von herzog Albrechts ritterschaft" erzählt er:

„die vrauen sich dâ zirten
und gên der lust vlorirten;
chrôn, chapel unde chrenze
sach (sah) man, und vil der tenze
mit zuchten und mit êren."

Die Frauen zeigten sich also in festlicher Kleidung *mit Flitterkronen und Kränzen von bunten* Blumen im Haar, graziös im Tanzrhythmus schreitend, den Blicken der Männer.

Nicht nur in bürgerlichen, sondern auch in fürstlichen Kreisen muß es bei nächtlichen Tanzfestlichkeiten manchmal recht frei und übermütig zugegangen sein. Sah es doch die Herzogin Marie Eleonore von Preußen für recht heilsam an, ihrer Tochter vor der Hochzeit den wohlgemeinten Ratschlag zu erteilen, „bei Nachttänzen" sich nicht ohne ihren Gemahl oder andere fürstliche Persönlichkeiten sehen zu lassen.

„B ä r e n f a n g" f ü r d i e T ä n z e r

Die Ordensritter, denen durch die Ordensregeln die Teilnahme an weltlichen Vergnügungen, durch die vielleicht die Sinneslust erregt werden könnte, streng untersagt war, mieden jedoch nicht den Anblick munter tanzender Mädchen. So schenkte man im Jahre 1408 aus der Ordenskasse einige Münzen den „meyden, dy zu K o n i g i s b e r g tanzten", und nach einer Notiz des Königsberger Rechnungsbuches der Jahre 1433—1435 drückten die Ordensherren „den megdelin, die uffs huws komen getanczet" ein paar blanke Geldstücke in die Hand. (In der Ordenszeit hießen die Burgen stets „Haus".) 1405 lohnte man „den tanzmeiden, do Henczkow den reyen furte zu Grebin". In Henzkau oder Henzke haben wir wohl den Vortänzer bzw. Tanzmeister zu sehen, der seine Tanzgruppe offenbar gut im Schwunge hatte.

Die Mädchen in Elbing müssen sich dabei wohl ziemlich ungezügelt aufgeführt haben. Ihnen wurde es vergönnt, einmal im Jahre, und zwar zu Johanni, um die Stadt zu „reygen". Hieß es doch in der Rolle der Katharinen-Bruderschaft von 1394: „Dy vrouwen uff sente Johanis bey lichtem obende (Abend) eyns umme die Stadt mogen Reygen und nicht mehr." Dabei machten sie auch einen Abstecher auf die Ordensburg und tanzten dort in bunter Tracht vor den Rittern. Die Rolle gebot ihnen aber: wenn sie aus *dem Haus tanzten, sollten sie hübsch in der* Reihe bleiben und nicht von hinten nach vorn in den Reigen laufen und so die festgelegte Tanzordnung merklich stören, sonst müßten sie zur Strafe ein Viertel Stein (Gewicht) Wachs geben, aus dem dann Kirchenlichte gemacht wurden.

Hochmeister Konrad von Jungingen (1393 bis 1407) sah auch gern dem vergnügten Völkchen zu, wenn es sich frohgesinnt im Tanze drehte; einmal spendete er bei solcher Gelegenheit zwei



Tonnen Honigmet zur köstlichen Erfrischung der erhitzten Tänzer. Sein Nachfolger Ulrich von Jungingen, der in der Schlacht bei Tannenberg 1410 im Kampfe sein Leben lassen mußte, ließ einmal einen hohen Gast in den „Schießgarten" Elbing führen, damit er dort den fröhlichen Tanz der Schützen zuschaue. Ihm und allen Tänzern schenkte er zur Erheiterung 33 Stof Met, eine Art Bärenfang.

„Hupfauf" beim Schützenfest

An Sonn- und Feiertagen pflegten die Bürger an der Stätte ihrer Vergnügung nach einfachem Mahl und gemeinsamem Umtrunk „einen Reigen aufzuhalten". Besonders beliebt waren damals ebenfalls wie in der Neuzeit die Feste der „Schützenbrüderschaften". Die Schützen der Neustadt Elbing legten in ihrer „Ordnung" von 1411 fest: „eyne tochter, die czu tantzen tüchtig ist", darf zum Tanz in den „Schießgarten" (Schützenhaus) kommen, doch nur in Begleitung ihrer 16. Jahrhunderts am Pfingstmontag, nachdem das „Schießen nach dem Vogel" beendet und der „Maigraf" gekürt worden war, die Schützen mit ihren Angehörigen im Artushof „und hielten do ein hoftancz, welchen sie ein Trarat nenneten". Wir dürfen annehmen, daß damals auch schon „d e r Z e i n e r" und auch der „H u p f a u f", eine mit Sprüngen verbundene Tanzart, beliebt waren; jedenfalls sind sie sonst fürs 16. Jahrhundert in unserer Heimat bezeugt.

Die Ordensregierung schritt in der Notzeit nach den beiden verlorenen Kriegen von 1410 und 1414 dagegen ein, daß die Zünftler bei ihren Versammlungen („Morgensprachen") und Trinkabenden auch tanzten. Sie hielt die Zeit für zu ernst und befürchtete, daß als Folge die Arbeitsleistung zurückgehen und die Armut zunehmen würde. Sie setzte deshalb auf dem Ständetag zu Marienburg 1418 allgemein für den Ordensstaat fest: „Czu der brudirschafften morgensprochen unde ander gemeyne getrenke noch czu dem Kindelbier (Kindelbier = Schmaus bei der Taufe) sal man keyne tentze hegen." Es sollen „tantcze unde ytelkeit ouch nemesiget werden unde alleyne czu merklichen hochczeiten gehalden werden". Nur bei Hochzeiten durfte also getanzt werden.

Fast hundert Jahre später, nämlich 1501, verordneten die Räte der drei Städte Königsberg für die Hochzeiten: „Nach der Mahlzeit mögen zum Tanze und Freuden kommen junge Gesellen, Frauen und Jungfrauen ..., denselben soll auf den Abend Pökelfleisch und Salzfüße umgereicht werden.

M a s k e n s c h e r z e
z u r F a s t n a c h t s z e i t

Beim Tanzen wurde damals genau wie auch in späteren Zeiten zuweilen in aufbrausendem Übermut über die Stränge geschlagen. Die Schützenbrüderschaft zu B a r t e n erklärte deshalb 1497, daß sie durch ihre Altermänner gegen das wilde und ungebührliche Tanzen einschreiten werde. Genau wie heutigentags ging es auch in der Fastnachtszeit hoch her. Vor sechshundert Jahren bereits geißelte der Chronist Nicolaus von Jeroschin mit einem Unterton der Enttäuschung den Freudentaumel (gegoide) und die Unmäßigkeit selbst der Christen mit harten Worten. Er rügt

„der vastnacht gegoide,
daz mit ubirmaze,
an reigin, trinkin, vraze
di vil armen cristen ûbtin."

Und in der vielzitierten „Ermahnung des Carthäusers", eines ausgesprochenen Gegners des Deutschen Ordens, heißt es an einer Stelle: „Do geschen ouch yn hochczeyten und fastnachten gar teufelsche tantcze; und erbar leute weyber lassen yn (sich) nu mannekleider machen." Es wurde also allerlei „Mummenschanz" getrieben.

Bei dem wilden Tanzen waren natürlich die modischen „S c h n a b e l s c h u h e" mit ihren langen Spitzen höchst hinderlich, zumal man gern anderen Paaren „in den Vortanz trat", sie also bei den Tanzfiguren behinderte, wie es z. B. beim Gemeinschaftstanz der Elbinger Fischergilde oft geschah. Der Chronist Simon Grunau berichtet deshalb mit verhaltenem Schmunzeln: um das Jahr 1495 „trugen menner unnd frawen, jung unnd alt, spitzen an iren schuen ... unnd hießen ‚Schnabelschuch'. Die frawen an iren korcken und treppen sie auch trugen ... und wen man tantzen wolt, viel fielen über die schnebel an iren eigen schuhen."

*

Schnabelschuhe waren schon im Altertum bekannt; sie galten als die charakteristische Fußbekleidung der Etrusker. Im Mittelalter kamen sie wieder auf. Von einem Grafen von Anjou, der sich zuerst mit diesen Schuhen zeigte, meinten Spötter, er habe mit ihren Spitzen seine Schwielen oder Beulen an den Füßen verbergen wollen. Natürlich war der Grund für ihre Beliebtheit ein anderer: die Schlankheit der damals knapp bekleideten Männerbeine sollte durch sie betont werden. Stutzer übertrieben die Mode ins Abenteuerliche. So mündeten die Schuhe schließlich in lange, mit Werk ausgestopfte Spitzen, an denen zum Übermut mitunter Glöckchen befestigt waren. Obrigkeit und Geistlichkeit wetterten gemeinsam gegen die Torheit dieser Mode. Wie aus einer von Simon Grunau aufgezeichneten Sage zu entnehmen ist, wurde sogar der Teufel zitiert, um den jungen Leuten den Gebrauch von Schnabelschuhen zu verleiden:

Große Hoffahrt war im Lande Preußen, sonderlich mit den Schnabelschuhen, die eines Fingers, selbst einer Spanne, von manchen sogar einer halben Elle (etwa 30 cm) lang getragen wurden. Damals war des Hauptmanns Sohn zu Marienburg vom Teufel besessen. Als man den Teufel ausbannte, auf dem Tor vor der Jungfrau Marien Bild, sagte derselbe: Er wolle gern ausfahren, so man ihm nur vergönnen wollte, in die Schnäbel der Schuhe hineinzufahren. Da kamen sie gar ab, denn forthin wollte niemand mehr spitze Schuhe tragen."

Das Napoleonhaus in Tilsit

Als der Kreis-Justiz-Kommissionsrat S i e h r sein Haus in der Deutschen Straße Nr. 24 erbaute, sah dieses und auch die Straße selbst wesentlich anders aus als etwa 120 Jahre später. Wohl waren Tilsits Straßen seit etwa 1700 gepflastert, aber ein „Troittoir" wurde erst seit 1873 gelegt, und die schönen Linden, eine Zierde der Straße, wurden erst 1898 gepflanzt. Nach vierzig Jahren waren sie so hoch wie das Haus geworden, und drei von ihnen verdeckten fast völlig die Vorderfront, die im Erdgeschoß durch Umbau verschandelt war. Als es 1807 das Absteigequartier höchster Herrschaften wurde, war es ein reines Wohnhaus von vornehmer Schlichtheit bei aller geschmackvollen Formgebung, mit einer wohltuenden Harmonie horizontaler und vertikaler Linien.

Auf dem Dache standen, einzigartig in der Stadt, vier hell glänzende antike Urnen, jede höher als anderthalb Meter, in gleichmäßigem Abstande.

In diesem Hause verlebte das preußische Königspaar nach der glücklichen Schlacht von Pr.-Eylau vom 4. bis 6. April 1807 bange Stunden der Erwartung zwischen Furcht und Hoffnung; vom 1. bis 15. Juni wohnte der König allein hier in engster Zusammenarbeit mit dem russischen Kaiser Alexander, der wenige Häuser weiter sein Quartier hatte. Nur zehn Tage später, und Napoleon zog als stolzer Sieger auf der Höhe seines Ruhmes in das Haus und erwog, ob er den preußischen König verjagen und sein Reich auslöschen sollte. Mit welchen Gefühlen mögen der König und seine Gattin sich vor derselben Freitreppe wiedergesehen haben, zwar von Napoleon mit allen Ehren höflich empfangen, aber zu Bittflehenden erniedrigt und gedemütigt. Aus diesem Hause aber gab der französische Marschall Macdonald auch am Silvestertage 1812 den Befehl zum eiligen Abzug, und am folgenden Neujahrstag begrüßten die Glocken den einziehenden Befreier General Y o r c k.

In diesem Hause habe ich mehrere Jahre bis zu meinem Fortzug von Tilsit gewohnt. Es hatte wesentliche Veränderungen erfahren. Als 1869 die Gewerbefreiheit eingeführt wurde und der Handel aufblühte, wurden viele Wohnhäuser in Geschäftshäuser umgewandelt und in ihnen Kaufläden mit Schaufenstern eingerichtet. Auch das stattliche Haus zahlte dem Zeitgeist seinen Zoll. Die Eingangsvortreppe fiel fort, die Stufen wurden nach innen verlegt; drei Läden zeigten ihre unschönen und ungleichen Fenster, die Durchfahrt wurde zugebaut. Im ersten Stock wurden die Räume für eine ärztliche Praxis geeignet gemacht. Nur das oberste Stockwerk blieb unverändert, und hier wohnten wir. Hier hatten wir noch den alten Glanz und eine Ahnung von der Großartigkeit der früheren unteren Räume.

Zum ersten Stock führte eine lange, gerade, mit einem Läufer belegte Treppe, und so oft ich sie erstieg, umschwebte mich ein Hauch vergangener Zeit. Geradeaus führte dann ein langer Korridor durch das ganze Geschoß bis zur Hintertreppe. Gleich am Anfang hinter den Eingängen zur unteren Wohnung bog rechts eine zunächst nicht auffallende, ebenfalls ziemlich lange Treppe mit kurzer Krümmung zum zweiten Stock ab. Jedesmal, wenn ich in diesen nur von einem großen Oberlicht erhellten Aufgang einbog, überkam mich ein Gefühl der Geborgenheit und des gemütlichen Zuhauseseins wie in keiner anderen Wohnung vorher oder nachher. Mein Haus meine Burg!

Was für wundervolle Gesellschaften haben wir in dieser Wohnung gegeben und wieviel glückliche Stunden verlebt! Als ich am 27. August 1944 von einem Besuch in Königsberg heimkehrte, wo ich den ersten großen Bombenangriff der Russen in der vergangenen Nacht erlebt hatte, noch die Brände der Schreckensnacht vor Augen, fand ich zu meinem Entsetzen Tilsit noch schrecklicher zerstört vor. Fassungslos stand ich vor den Ringmauern des völlig ausgebrannten Napoleonhauses mit den geschwärzten Fensterhöhlen und den eingestürzten Etagendecken und weinte still in mich hinein. Ich schäme mich nicht, daß sich mir auch heute noch die Augen feuchten.

A r n o l d G r u n w a l d

Begegnung in Hamburg

Die Schloßbergerin Minna Weber, jetzt Harburg, berichtet uns von einer Begegnung in der Weltstadt Hamburg. Es ist ein alltägliches Erlebnis und ist doch ein ganz besonderes für Frau Weber. Sie schreibt uns:

Liebes Ostpreußenblatt,

weil du immer Anteil nimmst an unseren Leiden und Freunden, möchte ich dir heute etwas mitteilen. Eines Tages kommt die Kassiererin vom Reichsbund zu mir. Sie bittet mich, bei einer Kameradenfamilie auszuhelfen. Die Frau erwarte ein Baby und ich solle Mann und Jungen versorgen. Ich ging bei der jungen Frau vorbei. Wir besprechen alles. Dann erzählt sie mir, daß sie in Thüringen Zuhause ist.

„Und wo stammt Ihr Mann her?"

Sie: „Aus Ostpreußen."

Ich: „Ich bin auch aus Ostpreußen. Wo hat er da gewohnt?"

Sie: „In Schloßberg."

„Wo hat er denn da gewohnt? Ich bin auch aus Schloßberg!"

Meine Augen werden immer größer, als Frau Ehlert dann sagt: „Seine Eltern wohnten in der Siedlung."

„Wir wohnten auch in der Siedlung, in der Freiburger Straße."

Frau Ehlert zeigt mir eine Gruppenaufnahme von Kindern, dahinter mehrere weiße Häuser. Unsere Siedlung! Die Häuser standen nur hundert Meter von uns entfernt!

Das war eine Freude, als der Mann, mein Landsmann, kam. Wir waren ganz in Schloßberg. Es war ein Fragen nach gemeinsamen Bekannten. Ich konnte ihm sagen, wo der Bruno, der Rudi und die Irma sind, die Gefährten seiner Kindheit. Die junge Frau saß dabei und freute sich mit uns ...

Omnibus verpaßt ...

Ein Ostpreuße aus echtem Schrot und Korn ist der 82jährige Landsmann Wilhelm Klein aus dem Samland. Er lebt heute in der baden-württembergischen Gemeinde Niedereschach. Diese Gemeinde liegt zwölf Kilometer von Villingen entfernt, wo die landsmannschaftliche Gruppe regelmäßig Heimatabende veranstaltet.

Normalerweise fährt Wilhelm Klein immer mit einem Omnibus nach Villingen zu den Heimatabenden. Aber jetzt geschah es, daß er den Autobus verpaßte. Wilhelm Klein überlegte nicht lange. Er klapperte das Dorf Niedereschach ab und fand tatsächlich einen Einwohner, der bereit war, ihn mit seinem Privatwagen nach Villingen zum Abend der Ostpreußen zu bringen ...

Wenn man verreist ...

Sofern Sie es nicht vorziehen, bei kürzerer Reisedauer das Abonnement zu Hause weiterlaufen zu lassen, können Sie auch am Ort Ihrer Reise das Ostpreußenblatt lesen. Postabonnenten beantragen bei ihrem Postamt einige Tage vor Reiseantritt die Überweisung der Zeitung an die Urlaubsanschrift (ebenso verfährt man übrigens bei jedem Wohnsitzwechsel). Kurz vor der Rückkehr unterrichtet man in gleicher Weise das Postamt des Reiseortes. Die Post kann dann bei der Zustellung der Zeitung mit Ihnen „mitgehen". Sollte trotzdem mal eine Folge ausbleiben, wird sie auf Wunsch gern von unserer Vertriebsabteilung (Hamburg 13, Postfach 8047) unter Streifband übersandt.

Rätsel-Ecke

Bilderrebus

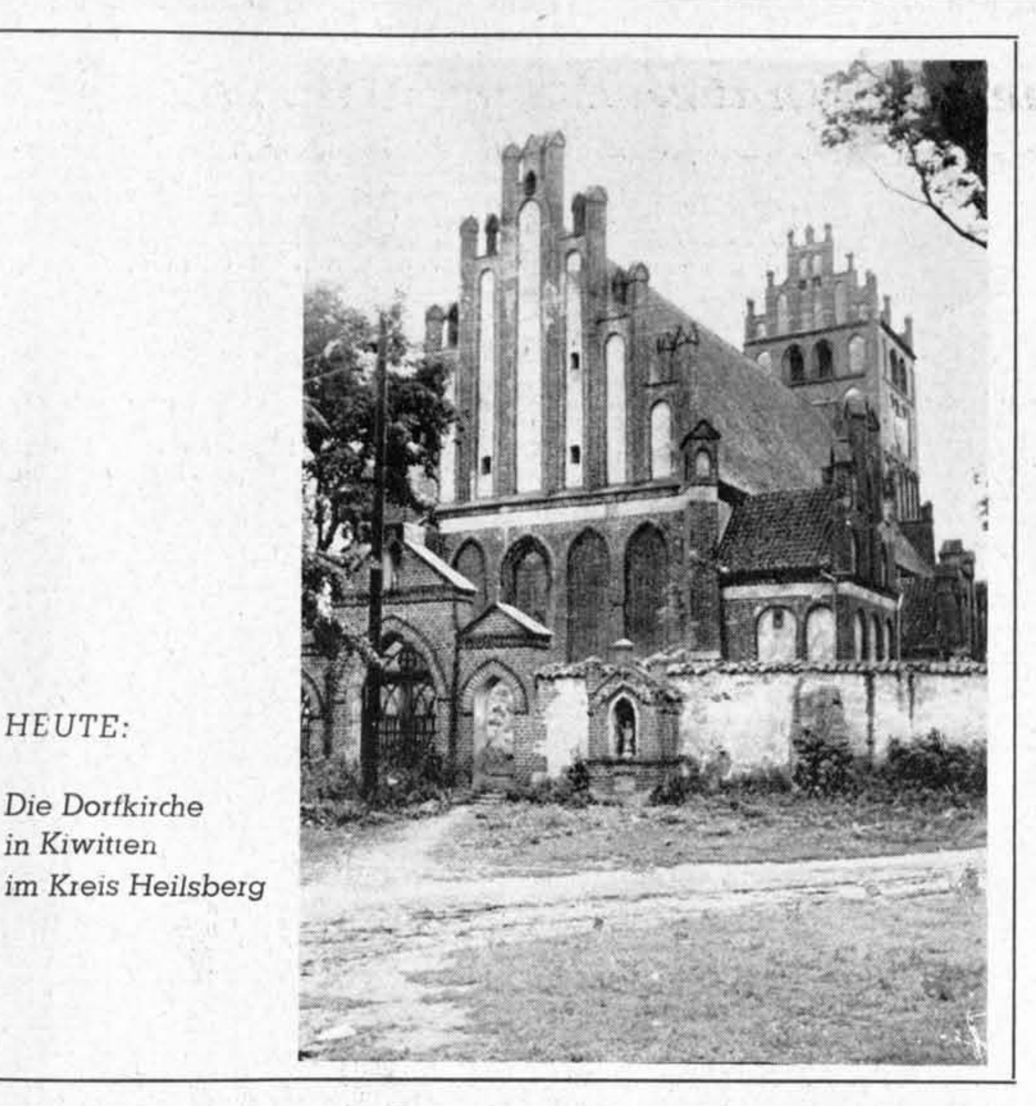


Wer diesen Bilderrebus löst, erfährt ein ostpreußisches Sprichwort in Mundart. Es ist ganz einfach: die Bilder deuten, und zwar der Reihe nach. Die Abstriche bzw. die Ersatzbuchstaben beachten!

Rätsel-Lösung aus Folge 52

Ein gesundes neues Jahr!

1. Ebenrode, 2. Inse, 3. Nordenburg, 4 Gerdauen, 5. Eydtkuhnen, 6. Sensburg, 7. Uderwangen, 8. Neidenburg, 9. Drengfurth, 10. Eisenberg, 11. Schalmey, 12. Narmeln, 13 Eichmedien, 14. Ukta, 15 Eckersberg, 16. Seesken, 17. Jucha, 18. Allenburg, 19. Hohenstein, 20. Rudau.



HEUTE:
Die Dorfkirche
in Kiwitten
im Kreis Heilsberg

In Hessen entsteht:

Die größte Vertriebenen-Siedlung

Ein Dorf mit 183 „Höfen"

Zwischen Frankfurt und Darmstadt entsteht die zur Zeit größte Vertriebenensiedlung in der Bundesrepublik. Sie hat auch schon einen Namen: Oberlinden. Heimatvertriebene Landsleute, auch aus Ostpreußen, die jetzt ihren Unterhalt in der Industrie verdienen müssen, werden hier auf 183 „Höfen" siedeln. Sie werden damit zu „Feierabendbauern".

Dieses Dorf der vertriebenen Landsleute ist allerdings nur eine Zwischenlösung. Denn in der Heimat waren die künftigen Einwohner von Oberlinden richtige Landwirte mit teilweise ansehnlichen Höfen. Rund 400 000 Bauern hegen mit den Millionen aus den deutschen Ostprovinzen die Hoffnung, auch im Westen Deutschlands wieder einen Bauernhof zu besitzen und wie einst zu Hause hinter dem Pflug zu gehen, die sich nur für einen sehr kleinen Teil von ihnen erfüllt hat.

In dem freien Teil Deutschlands, in der Bundesrepublik mit ihren ständig wachsenden Städten und einer sich gewaltig ausdehnenden Industrie, konnten bisher nur knapp 30 000 der 400 000 vertriebenen Bauern wieder einen Hof übernehmen. Weitere 100 000 mußten sich mit einer sogenannten Nebenerwerbssiedlung begnügen — das sind kleine Anwesen von kaum nennenswerter Größe, die sie nach ihren Wünschen bestellen.

Das einzige, das ungefähr an einem „Bauernhof" erinnert, ist das zum Anwesen gehörende Steingebäude, in dem sie ein wenig Vieh oder ein paar Hühner halten können. Diese Nebenerwerbssiedlungen reichen jedoch nicht aus, um die dort angesiedelten Bauernfamilien zu ernähren Ihren Lebensunterhalt verdienen die einstigen Bauern heute meist in der Industrie. Landwirte sind sie erst am Feierabend, wenn sie das Stückchen Land bestellen, oder das wenige Vieh versorgen.

Immerhin sind diese Besitzer von Nebenerwerbssiedlungen noch besser dran, als jene zwei Drittel der ostdeutschen Bauern, deren Landbesitz in der Bundesrepublik meist nicht über die Blumenkästen auf dem Balkon hinausgeht. In der neuen Wohnstadt Oberlinden hat man auch an die der Scholle entfremdeten Bauern aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und dem Sudetenland gedacht. Man hat für sie 183 Kleinsthöfe in Form von Nebenerwerbssiedlungen eingeplant. Ein Teil davon konnte mittlerweilen schon bezogen werden.

Die schmucken Wohnhäuser von Oberlinden unterscheiden sich kaum von den Einfamilienhäusern des „städtischen Teils" der neuen Wohnsiedlung Nur das zusätzliche Kleingebäude auf dem achthundert Quadratmeter großen Grundstück ist eine Besonderheit. Das ist der „Stall", in dem Platz für Hühner, Gänse, Enten oder auch Schweine sein soll. Das Stück Land, das dazu gehört, kann jeder bebauen, wie und womit er will: Er kann also Blumen ziehen, Gemüse kultivieren oder sich eine Miniatur-Obstplantage anlegen.

Die Bedingungen, zu denen die einstigen Bauern aus den deutschen Ostprovinzen ihre Anwesen in dem neuen Dorf Oberlinden übernehmen können, sind folgende: Das komplette Anwesen kostet zwischen 77 000 und 81 000 Mark, die im Laufe von 37 Jahren aufgebracht werden können.

Nachrichten über:

Pferde und Reiter

Unter den neun Holsteiner Hengsten, die nach dreieinhalbmonatiger Schulung in der Hengsteprüfungsanstalt Westercelle die Prüfung bestanden, befanden sich je zwei Söhne der Trakehner Hengste Polarfürst, und zwar Porter und Pol, und Herrscher (Schweden-Trakehner), und zwar Heribert und Heron. Porter und Heribert wiesen die zweitbeste Leistung der Prüfung auf. In Westercelle wurde auch der 1958 geborene Trakehner Hengst des Trakehner Verbandes, Hessenstein v Komet, unter dem Reiter, vor dem Zugschlitten und im Traberkarren geprüft, und zwar zusammen mit den Holsteiner Hengsten. Nach der Wertzahl hätte sich Hessenstein an 6. Stelle unter den 10 Hengsten befunden

M. Ag

Angemerkt

Nur Baracken

Überall gibt es noch Baracken. Und diese Baracken sind angefüllt mit Menschen. Es sind Vertriebene Es sind Kinder, Mütter und Väter aus der Heimat, die zu uns in die Freiheit gekommen sind. Vor Jahren, gestern und heute. Sie kamen über Friedland, wurden einer Gemeinde zugewiesen, und diese Gemeinde gab ihnen die Baracke.

In Elmshorn war es so (wir berichteten darüber) und in der Stadt Mölln war es ebenso. Und jedes Mal war es eine mehrköpfige Familie, eine Familie also mit vielen Kindern.

Heinrich Plaza und seine Frau Gerda brachten aus Ostpreußen sechs Kinder mit. Die Stadt Mölln gab für sie nur die alte, zugige Baracke. Das empörte viele Menschen, die davon hörten. Und die kommunistische Presse in Allenstein hatte ein gefundenes Fressen. Glos Olsztynski kolportierte in Wort und Bild diesen menschenunwürdigen Zustand: Da seht ihr's mal! So ergeht es denen, die unserem Sozialismus den Rücken kehren! Sie glauben, ins Paradies zu kommen! Doch was finden sie vor? Eine elende Baracke!

Natürlich — die Baracke von Mölln ist nicht zu leugnen. Sie ist wahr und sie bedeutet einen Schandfleck. Wie überall dort, wo man heute noch heimatvertriebene Mitbürger schamhaft verstecken will.

Aber darüber, daß den Barackenbewohnern auch geholfen wird, berichtet die rotpolnische Propaganda nicht — denn als Hauptmann Gessner, Chef der 3. Kompanie des Panzerbataillons in Neumünster von dem Barackendasein der Plazas hörte, schritt er zur Tat. Hauptmann Gessner gewann seine Kompanie für eine Hilfsaktion. Die Männer besorgten Kartoffeln und Gemüse, sammelten reichlich für Weihnachtsgeschenke und beschafften für Vater Plaza einen Arbeitsplatz im Bundesbahnausbesserungswerk.

Und Neumünsters Stadtpräsident, Johannsen, hat den Soldaten zugesagt, er werde für die vertriebenen Landsleute aus Ostpreußen ganz schnell eine Wohnung bereitstellen Es dürfte kein Zufall sein, daß gerade die Stadt Neumünster für eine ostpreußische Familie zur Heimat wurde Neumünster ist nämlich die Patenstadt unseres ostpreußischen Heimatkreises Lötzen.

Dies ist ein Beispiel für die Patenschaft in der Bewährung, meint Ihr Jop

Hans-Georg Wawrzyn

Einer der schnellsten Ostpreußen

Es war bestimmt kein Zufall, daß der „große HSV" in seinem Jubiläumsjahr (75) für die siegreiche Alsterstaffel als Schlußmann den 23jährigen Ostpreußen Hans-Georg Wawrzyn ausgewählt hatte. Sicher war es für den mit allen Vorzügen ausgestatteten Sportsmann ein beglückendes Gefühl, auf dem Hamburger Rathausmarkt vor einer großen Zuschauerkulisse nach prächtigem Lauf der gesamten HSV-Läufergarde das Zielband zu zerreißen!

Der Lehrer Fritz Wawrzyn aus Gr.-Strengeln im Kreis Angerburg kam im Dezember 1944 mit seiner Familie nach Hamburg-Bergedorf, wo er heute, im Ruhestand, Am Langberg 60 wohnt. Dieter, der um zehn Jahre ältere Bruder von Hans-Georg, wurde Leichtathlet beim Hamburger Sportverein und mit 21 Jahren (1949) Deutscher Meister in der 4 mal 400-m-Staffel. Dietrich Wawrzyn, wie er sich jetzt ohne „r" als Filmproduzent schreibt, ist heute 34 Jahre alt, läuft noch die 100 m in 11,8 Sekunden und soll und will 1963 die ostpreußische Traditionsstaffel, seit 1955 ununterbrochen Sieger bei den Traditionswettkämpfen der ostdeutschen Leichtathleten, in Augsburg verstärken.

Durch den Bruder kam Hans-Georg mit 15 Jahren zur Leichtathletik. In dem gutgeführten Leichtathletikverein „Spiel und Sport Bergedorf" wurde er Mitglied. Mit 17 Jahren in der Jugend A lief Hans-Georg nach ständigen Verbesserungen durch großen Trainingseifer im 100-m-Lauf als zweiter bei den Hamburger Jugendmeisterschaften bereits 11,1 Sek. 1957 in der Juniorenklasse wurde die bisher einzige Hamburger Einzelmeisterschaft über 100 m in 10,7 Sek. errungen; noch bedeutender war der 4 mal 100-m-Staffelsieg bei den deutschen Juniorenmeisterschaften mit den Bergedorfer Junioren in Oberhausen in 42,6 Sek. vor dem ASV Köln, dessen Schlußmann Martin Lauer (Weltrekordler im 110-m-Hürdenlauf) sicher bis ins Ziel von Wawrzyn gehalten werden konnte. Das Jahr 1958 begann recht verheißungsvoll mit 10,7 und 21,9 Sek. für die Kurzstrecken. Doch eine Fußverletzung zwang den Angerburger zum längeren Pausieren. 1959 kam der passionierte Läufer als Soldat zur Ableistung seiner Wehrpflicht ausgerechnet in eine Bundeswehreinheit, in der es keine Möglichkeit gab, sich aktiv im Sport zu betätigen. So mußte 1960 neu begonnen werden. Schon durch die Berufsausbildung als Regierungsinspektoranwärter in Hamburg bedingt, trat der junge Ostpreuße dem HSV bei. Schnell ging es wieder bergauf. In der deutschen Bestenliste tauchte der Name Wawrzyn wieder mit 10,7 und 21,9 Sek. auf. Sehr sorgfältig bereitete sich Hans-Georg auf die Deutschen Hallenmeisterschaften in Dortmund vor. Unter Anleitung und Aufsicht seines erfahrenen Bruders Dieter gelang die Startverbesserung sehr eindrucksvoll. Im 50-m-Lauf drang unser Landsmann ganz überraschend bis in den Endlauf vor, lief wie der Sieger 5,8 Sek. und belegte einen mehr als unerwarteten dritten Rang noch vor den Sprintern deutscher Extraklasse Ulonska und Schumann. Im Laufe der Saison wurden die Zeiten auf 10,6 und 21,7 Sek. gesteigert. Bei den erreichten 21,7 Sek. über 200 m war kein Geringerer als Manfred Germar, wenn auch nicht in seiner Bestform unterlegener Gegner.

Hans Georg Wawrzyn beabsichtigt, noch etwa drei Jahre Leistungssport zu treiben. Sicher gäbe es die Möglichkeit, auch zur deutschen Spitzenklasse aufzuschließen.



Doch der Beruf mit bevorstehenden Prüfungen geht vor. Es fehlt so einfach die Zeit für die heutigen erfolgreichen Trainingsmethoden. Sehr erfreulich für die Ostpreußen bei den Traditionswettkämpfen war es, daß Hans-Georg trotz seiner großen Beanspruchung bei den Deutschen Meisterschaften 1962 in Hamburg für den HSV, bei strömendem Regen den 100-m-Vorlauf für den Heimatverein VfB Angerburg und so für die Mannschaft „Ostpreußen" mitmachte und wertvolle Punkte für die siegreiche Ostpreußenvertretung sammelte. Für viele jüngere Kameraden seines Vereins und der ostpreußischen Sportjugend ist er Vorbild.

W. Ge.

Auskunft wird erbeten über ...

... Major Behnke, Kommandeur der Sturmgeschütz- und Ausbildungsabteilung 600, Standort: Deutsch-Eylau.

... Arbeitskollegen des Siegfried Butschkau (geb. 23. 6. 1900) aus der Firma Lindemann, Nachf., Allenstein, und Lindemann, Nachf., Ortelsburg.

... Frau Frieda Hill zuletzt in Lager Popelken, Gemeinde Bartenhof, Kreis Wehlau.

... Harry Klabun (geb. 12. 10. 1930) aus Adlig Neuendorf, Gemeinde Gutenfeld, Kreis Königsberg. Er wurde im April 1945 im Lager Rothenstein von seinem Vater August Klabun, getrennt und ist seitdem vermißt.

... Waldemar Kujehl (geb. 2. 5. 1921) aus Schulzenwiese, Kreis Elchniederung. Er war Soldat bei der 12 Kompanie, Infanterie-Regiment 23, und ist am 29. 12 1941 in Laxinow-Ostrow als vermißt gemeldet.

... Maria Magdalena Luschnat (geb. 3. 4. 1900) aus Gerdauen. Sie wird von ihrem Sohn, Kurt Luschnat, der in Frankreich lebt gesucht.

... Lina Olschinski, geb. Frenzel (geb. 19. 3. 1890), aus Schwarzstein, Kreis Rastenburg. Sie soll sich bei ihrer Tochter im Schwarzwald aufhalten.

... Gerhard Eichel etwa 33 Jahre, aus Osterode, Boelckestraße 23 Siedlung. Er soll sich im Jahre 1951 in Mannheim aufgehalten haben.

... Frau Martha Leskien aus Ortelsburg. Sie wohnte bis 1957 in Frankfurt (Main), Moorfelder Landstraße 186, und soll dann nach Darmstadt verzogen sein.

... Fräulein Renate Teufert sucht Angehörige (vermutlich aus Osterode) ihres im Jahre 1943 gefallenen Vaters Hermann Teufert.

Zuschriften erbittet die Geschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen, 2 Hamburg 13, Parkallee 86.

Wintersport in Ostpreußen

Was brauchte ein kleiner Steppke, wenn der Schnee nach dem ersten richtigen ostpreußischen Stiemwetter lieben blieb? Nun — Hand aufs Herz, Ihr jetzt ehrwürdigen Familienväter, es brauchte weiß Gott nicht ein lackglänzender Schlitten von Weiß oder Hannemann, von Spirgatis oder sonstwem sein. Oder seid Ihr noch nie auf Eurem Schultornister irgend 'nen „Humpel" herunter „gerodelt", wie Ihr nachher stolz verkündetet? Mit ausgedienten Flinsenpfannen habe ich in dieser Beziehung keine Erfahrungen, obgleich auch das der winterlichen Freude keinen Abbruch getan haben soll! Und wie oft haben nicht unsere Altersgenossen auf dem Lande damals aus drei, vier Kistenbrettern sich schnell selbst einen Rodelschlitten zusammengenagelt, mit dem sie stolzer als heute ein Bobsleigh-Weltmeister über ihren Wiesenhang oder ihr Stückchen Chaussee heruntergerast sind!

Wenn ich an meine „Rodeljahre" in Königsberg zurückdenke, so war damals das anerkannte Schlittenparadies das Veilchenberggelände — draußen vor dem Ausfalltor. Es war dies früher ein einziger Wiesenhang —, noch nicht unten von Schrebergärten versperrt. Er stand aber in dem Ruf, — und darauf wurden unsere etwas kleinmütigen Eltern nicht müde, voller Ernst hinzuweisen —, ein lebensgefährliches „Finale" zu haben. Man konnte nämlich, wenn man die ganze Strecke, hoch oben von den Kirchhofzäunen her, heruntergerast kam, ganz ekelhaft an den Weidenbäumen des zur „Neuen Bleiche" führenden Weges landen. Das hatte häufig nicht nur Kleinholz, sondern auch das Erscheinen eines Krankenwagens zur Folge. Ich selbst habe dieses wirkliche Wintersportgelände eigentlich mehr in späteren Jahren kennen- und liebengelernt, als sich hier die Skiläufer bis hin zur Meyerschen Nervenklinik in großer Zahl tummelten. Auch eine Sprungschanze gab es da in jenem anschließenden Teil, deren Benutzer wir Skisäuglinge für mehr oder minder lebensmüde hielten.

Dieses schöne Gelände setzte sich jenseits der Alten Pillauer Landstraße in dem ziemlich steil zum Hufenfreigraben abfallenden Wiesenhang fort. Ja man kann sogar sagen, daß unser Park Luisenwahl in der Folgezeit den Veilchenberg, was das Rodeln betraf, überflügelte. Diesen Eindruck wird auch jeder gewinnen, der das oft beängstigende Menschengewimmel noch einmal auf unserem Bild aus jenen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg sieht. Man brauchte beileibe nicht selbst als „Aktiver" dort tätig zu werden, was im übrigen — das Hinaufkrabbeln besonders — einen guten Ausgleichssport abgab, nein, auch die Zuschauer, die den reinen Rodlern an Zahl oft nicht nachstanden, kamen bestimmt immer auf ihre Kosten!

Das galt besonders für verwegene Schlittenkolonnen, zwei oder mehr aneinandergebunden, die durch ihr Schleudern — namentlich auf der quer zum Hang gehenden, meist vereisten Bahn — oft die komischsten Situationen ergaben. Besonderes Hallo gab es, wenn ein sich besonders forsch gebender Rodelfex — womöglich noch mit Hut oder langen Hosen — über das Ziel, den unten am Bach entlangführenden Fußweg, hinausschoß und ... im reichlich kühlen Wasser landete! Ihm blieb nichts anderes übrig, als schleunigst unter dem Hohngelächter der Schlachtenbummler den Rückzug anzutreten. Natürlich erfreute sich das weibliche Rodelpublikum, wie zu allen Zeiten und an allen Orten, dann der offenen Sympathie der (männlichen) Zuschauer, wenn es jung und nett kostümiert war. Das mußte man jedenfalls den allgemeinen Zurufen entnehmen.

Ja, da war der Wintersport, wie ihn unsere Großeltern pflegten, noch etwas ganz anderes! Ich selber bekam als junger Bengel noch einen von jenen sogenannten Stuhlschlitten überantwortet, auf dem ein Kavalier jener alten Zeit seine Dame, die ja einem zarteren und schwächeren Geschlecht angehörte, vor sich herzuschieben hatte. Sicherlich benutzte er dabei Schlittschuhe, die ja früher unvergleichlich mehr in Mode waren. Und bei den vielen Wasserläufen und Seen unserer Heimat, die häufig unter einer dicken Eisdecke lagen, war das ja auch verständlich. Für die Königsberger war es da ein besonderes Vergnügen, Schlittschuhpartien den Pregellauf abwärts zu unternehmen, da die Schiffahrt um die Jahrhundertwende winterüber ja ganz ruhte. Und — Hand aufs Herz — es muß außerordentlich romantisch gewesen sein, so bei Mondschein Hand in Hand mit seiner „Flamme" auf der glänzenden Eisfläche dahinzuschweben. Wobei noch ergänzt werden muß, daß in den gemütlichen Gasthäusern von Groß-Friedrichsberg oder Groß-Holstein ein steifer Glühwein oder Grog auf solche Sportler wartete! Einen derartig schönen „Auslauf" werden übrigens viele Städte unserer Heimat für ihre Eissportjünger gehabt haben.

In vielen ländlichen Bezirken stand weiterhin der schöne Pferdeschlitten in hohem Ansehen, sobald unser beständiger heimischer Winter die Voraussetzungen dafür gab. Und solche Schlittenpartien werden bei allen älteren Landsleuten ja noch in schönster Erinnerung sein! Ich sehe sie noch aus meinen Jugendjahren vor mir, die prächtigen „Herrschaftsschlitten": vorn, dick in Pelze und Decken eingemummt, die „Herrschaften", dahinter, auf einem besonderen Podest stehend, der martialische Kutscher, meist im dunklen Pelz oder Umhang und mächtiger Pelzmütze. Davor, in schön abgestimmtem Schellengeschirr, die ungeduldigen Pferde. Uns Kinder entzückte am meisten das mehr oder weniger harmonisch abgestimmte Geläute, und schon ein gewöhnlicher „Klingerschlitten", der Milch oder Landesprodukte heranbrachte, fand unsere Aufmerksamkeit. Wenn man hierbei vom Sport reden will, dann höchstens insofern, daß wir Lausebengels es geschickt verstanden, unsere Schlitten irgendwie hinten anzubammeln! Hieraus entwickelte sich ja später die Sitte, überhaupt eine ganze Kette von Rodelschlitten von einem Pferd ziehen zu lassen. Und wenn solche Schlittenpartien durch unsere herrlich verschneiten Wälder, beispielsweise die Kaporner Heide, gingen, dann war das ein unvergeßlicher Genuß.

Auf den schmalen Brettern...

Mit den Jahren kam immer mehr der Skisport in den Vordergrund. Und auch hierfür, vor allem für den Langlauf, bot unsere Heimat gute Bedingungen. Zwei Gebiete erfreuten sich hier der besonderen Gunst aller Skisäuglinge und Könner. Das eine im Samland, das sich stolz Alkgebirge nannte und am Galtgarben eine Sprungschanze hatte, war von Königsberg aus mit oft extra eingelegten Sportzügen der Samlandbahn zu erreichen. Hatte sich die gemütliche, alte Bahn durch die häufig schwer verstiemten Hohlwege bei Drugehnen hindurchgekämpft, — nicht selten haben die armen Mitfahrenden, von Schneemauern umgeben, im Zuge übernachten müssen —, und ihre winterlich vermummte Fracht in Marienhof ausgeladen, dann sah man es bald wie einen Heerwurm sich über Berg und Tal winden, bis alles im tief verschneiten Wald verschwunden war. Aber abseits des sonntäglichen Getümmels gab es überall Stille und Einsamkeit genug. Auch wenn sich einmal eine Schneelast von den tief gebeugten Zweigen löste und jäh zu leuchtendem Pulver zerstäubte — das Schweigen dieser Jahreszeit teilte sich beruhigend dem gehetzten Großstädter mit. Hatte man dann auf einsam gezogener Spur gegen Mittag zu den anderen gefunden, dann erwartete einen im Gasthaus zum Hegeberg die traditionelle Erbsensuppe, ein Glas „Skiwasser" und ein behagliches Ausruhen, ehe es in langer Kette die Chaussee entlang bahnwärts ging.

Das ebenbürtige zweite Skigebiet war für meine Begriffe die Rominter Heide mit den benachbarten Goldaper Höhen. Es wurde von den Gumbinnern und natürlich Goldapern bevorzugt aufgesucht und hat auch mir in meinen dortigen Jahren viel winterliche Freude vermittelt. Wer auf seinen Brettern einmal die langen, einsamen Schneisen in der Rominter Heide entlanggefahren ist, der war wirklich mit sich und der Welt allein. Das Schweigen des Winters war hier überall gegenwärtig, lautlos kreuzten Rehe den Weg und auch die Rominte im tief eingeschneiten Bett hatte ihr sprudelndes Rauschen durch einen Eispanzer gedämpft. Auf den Goldaper Höhen aber, wo für die Zünftigen auch ein Skiheim bestand, war es nicht mehr bloßer Geländelauf, sondern es gehörte schon ein Maß von Technik dazu, um die zahlreichen Abfahrten durchzustehen. Auch hier wieder Höhepunkte des Erlebens, wenn man aus den einsamen Waldungen plötzlich hinaustritt und die so abwechslungsreiche Landschaft im winterlichen Glanz vor sich liegen sieht! Ja, das waren wirklich „Ferien vom Ich", die uns der ostpreußische Winter bot.

Erwähnt sei auch das Skigelände der Kernsdorfer Höhe im Oberland und bei Lötzen und Sensburg.

Gedenken wir in dieser Betrachtung auch noch des Eishockeysports, dessen Meistermannschaft ja in Rastenburg zu Hause war. Viele Jüngere unter uns werden aus ihrem Vereinsleben her eigene Erinnerungen haben, die sie nicht missen möchten. Ein Gedenken auch noch unseren in ganz Deutschland bekannten Eisseglern, die auf den masurischen Seen und unseren Haffs ein geradezu ideales Betätigungsfeld hatten. Über diesen schönen Sport ist in unserem Heimatblatt schon des öfteren berichtet worden, von den international beschickten Regatten auf dem Mauer- und Schwenzaitsee wie auch heute auf dem Steinhuder Meer, fern der unvergessenen Heimat.

Uns allen aber wird zu dieser Jahreszeit wieder mit Wehmut klar, was uns der Winter in der Heimat doch eigentlich für Schönheiten und Möglichkeiten sportlicher Entfaltung beschert hat, an denen wir uns jetzt allein in der Erinnerung erfreuen können!

Dr. R. Pagel

Das Mädchen von Königsberg

Eine Erzählung von Rudolf Naujok

Es war in jenem schrecklichen Winter, als das Deutsche Reich wie eine morsche Eisscholle zerbröckelte und seine Kräfte wie alter Schnee dahinschmolzen. Sie war hübsch, blond und jung, aber was besagt das, wenn sie nicht ein Mensch gewesen wäre, der mit Sicherheit und Würde das tat, was eine unsagbar dunkle Stunde verlangte.

Es geschah am Königsberger Bahnhof, diesem neuen großartigen Verkehrsmittelpunkt, von dem aus in normalen Zeiten die blitzenden Schienenstränge nach allen Seiten liefen. Nun preschten die russischen Granaten wahllos herein. Leergefegt Hallen und Vorplatz, kein Zug rangierte und pfiff, kein Mensch näherte sich dem ausgestorbenen Gebäude.

Die Kioske mit ihren zerschlagenen Fensterscheiben machten einen trostlosen Eindruck. Kopfschüttelnd ging man durch die einst so gepflegten Wartehallen, durch die Schalter- und Auskunftsräume, kniehoch in Dreck und Papier watend, mit dem schrecklichen Gefühl, durch die Irrgänge eines gespensterhaften Totenhauses zu wandeln.

Auf den Schienen standen einige leere Wagen. Tausende von aufgerissenen Koffern, Körben und Paketen übersäten die Bahnsteige und erzählten von den harten Kämpfen, die sich hier um einen Platz in dem letzten Zug nach dem ‚Reich' abgespielt hatten. Dabei war dieser ‚letzte Zug' nach einigen Kilometern den Russen geradenwegs in die Arme gefahren.

*

Wir lagen, eine kleine Soldatengruppe, am Nordflügel des Bahnhofes mit einem schweren Maschinengewehr, und nur, wenn der Beschuß stärker wurde, zogen wir uns in die festen Gewölbe des Gebäudes zurück.

Plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, ein blondes Mädchen vor uns und bat um Schutz vor ein paar sich streitenden Männern.

„Wo denn?" fragte ich, denn es war ringsum leichenstill, und nur der Schnee rieselte durch diesen trotz allem schönen ostpreußischen Winter. Ein Sanka kam von der Front gefahren und warf fünf tote Soldaten in Schneehemden einfach am Bahnhof ab. Das Mädchen wandte sich uns schaudernd zu und sagte:

‚Unten im Bahnhof. Wußten Sie das nicht?"

Nein, das wußten wir nicht, denn wir waren erst kurze Zeit hier. Wir hatten den Bahnhof für leer und ausgestorben gehalten, zumal die Menschen wegen der Beschießung kaum die Keller verließen.

Wir setzten unsere Stahlhelme auf, ein Kamerad und ich, und folgten ihr durch verschlungene, nie betretene Gänge in die Unterwelt.

Da lagen diese Menschen, deren Gesichter man sonst nur auf den Äckern und in den Dörfern zu sehen gewohnt war, unglaublich hilflos und verlassen, auf alten Decken und Betten, die sie über den naßkalten Kellerboden gebreitet hatten. Jede Familie hatte sich ängstlich um die geretteten Habseligkeiten in Koffern, Körben und Paketen geschart, müde, übernächtigt, verzweifelt, und viele Augen starrten einen wegen der Sinnlosigkeit dieses Dahinbrütens vorwurfsvoll an.

Die meisten schliefen, aßen oder unterhielten sich bedrückt, während die Kinder selbst in dieser Lage noch Lust zu einem kümmerlichen Spiel hatten. In einer Ecke lagen ein paar Tote, unordentlich mit einer Decke zugedeckt. Einige Frauen bemühten sich an einer anderen Stelle um eine Gebärende. Hier und da schien einer den Verstand verloren zu haben, denn er pfiff vor sich hin oder stieß unartikulierte Schreie aus, die von den Wänden widerhallten.

Nur das Mädchen, das uns führte, sah frisch und blühend aus und schien mit einer unglaublichen Sicherheit allen diesen Schrecknissen gewachsen zu sein. Ohne Zweifel, sie war der Schutzengel dieser Katakomben alles ordnete sich ihr unter, und ein paar Jungen und Mädchen, ihr Stab, nahmen willig ihre Anweisungen entgegen.

Die beiden Soldaten ihm Stahlhelm konnten erfreulicherweise ihre Autorität etwas unterstreichen. Als wir die beiden Greise, die sich um eine besonders sicher scheinende Ecke stritten, mit humorvollen Worten beruhigt hatten, gingen wir wieder, von der entsetzlichen Luft fast erstickt, treppauf in eine hellere, freilich ebenso fragwürdige, zerstückelte und gefährliche Oberwelt.

*

In den nächsten Tagen richteten wir einen Patrouillengang durch die Kellerräume ein, um dem Mädchen etwas zu helfen. Das war jedoch blutwenig gegenüber dem, was sie aus eigener Kraft fertig brachte. Obwohl die Verwaltung der Stadt zumeist geflohen war, verstand sie es immer noch, einige Dienststellen aufzuspüren und so unentwegt und energisch für ihre Flüchtlinge einzutreten, daß plötzlich ein Lastwagen mit lang entbehrten Lebensmitteln erschien. Das Mädchen nahm sie in Empfang und schloß sie ein.

Auf dem Gleis standen einige halb zerschossene Speisewagen, und bald sah man träge den Rauch aus einem durch das Fenster gelegten Ofenrohr emporsteigen. Wenn die Russen nicht schossen — sie hatten Gott sei Dank ihre Zeiten, die man bald kannte — kamen Mädchen und Knaben mit Tellern und Kochgeschirren gelaufen und empfingen hier ein warmes Mahl, das sie eifrig den Alten und Kranken in die ‚Katakomben' hinuntertrugen.

Muß noch gesagt werden, daß wir alle dieses tüchtige Mädchen bewunderten? Wenn die Zeiten nicht jenseits aller gesellschaftlichen Bezirke gestanden und nicht die dumpfe Atmosphäre eines Weltunterganges getragen hätten, dann hätten wir uns sicher alle in sie verliebt. Leider blieben wir zu kurze Zeit da, um das weitere zu beobachten und zu wissen, was aus den Flüchtlingen geworden ist.

Nachdem die fünfte Panzerdivision den Weg nach Pillau noch einmal freigekämpft hatte, sind möglicherweise viele von ihnen davongekommen. Möge dazu auch dieses Mädchen gehört haben!

Ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre menschliche Hilfsbereitschaft in jenen schweren Tagen werde ich nie vergessen.

Das Hauptbuch

Die Sackträger von der Lastadie in Königsberg pflegten für jeden getragenen Sack an einem Eckstein einen Kreidestrich zu machen Kommt ein Hund, hebt sein Beinchen, und fort sind die Kreidestriche. Sagt der betreffende Sackträger: „Nu hävt de Kreet min janzet Hauptbuch utgelöscht!"

L. A.

Aus der Geschichte Ostpreußens

Die Verfassung des Ordensstaates

VI.

Das Ordensland Preußen war einer der seltsamsten und großartigsten Staaten, die Menschengeist jemals hervorgebracht hat, kirchlich und weltlich zugleich, ritterlich und bürgerlich, deutsch und europäisch. Er war seinerzeit verhaftet und hat Werte geschaffen, die die Jahrhunderte überdauert haben; er war in vielen Dingen ein Typus und doch mit keinem anderen Staat vergleichbar ein Gebilde eigener Art, aber nicht gebildet allein vom menschlichen Verstand, sondern erwachsen aus der Gesinnung, die seinen Gründern aus ihrer Weltanschauung zum selbstverständlichen Gehalt ihres Lebens geworden war

Der Ordensstaat war nicht von einer Staatsform her gestaltet, sondern von dem Gesetz der ritterlich-mönchischen Korporation. Es wurden zwar nicht die Statuen des Ordens zum Grundgesetz seines Staates, aber seine innere Verfassung, die nur bei einer weltanschaulich geschlossenen Körperschaft in solcher Feinheit mögliche Ausgewogenheit von Herrschaft und Verantwortung, Führung und Mitbestimmung, Befehl und Gehorsam, war anerkanntes Vorbild für die Lebensart der Bevölkerung, in der die eingeborenen Prußen mit den deutschen Einwanderern wenige Generationen später zu dem deutschen Neustamm zusammenschmolzen, der vom Volk der Unterworfenen über den Namen ihres Landes sich Preußen nannte und sich seiner Eigenart mit Stolz bewußt wurde

Der Orden bestand aus Ritterbrüdern, Priesterbrüdern und dienenden oder Halbbrüdern. Sein Name verpflichtete ihn dazu, nur Deutsche aufzunehmen, aber adlige Herkunft wurde erst in späterer Zeit gefordert. Auch Bürgersöhne konnten ihm angehören. Die korporative Regierung des Staates stellte sich dar am Generalkapitel des Ordens. Es wählte den Hochmeister, und dieser war ihm verantwortlich und Rechenschaft schuldig. Der vom Kapitel in der Marienburg im allgemeinen auf Lebenszeit gewählte Hochmeister war nicht nur der geistliche Vorgesetzte aller Ordensangehörigen, sondern auch der Landesfürst. Er allein führte im Wappen als Symbol seiner reichsfürstlichen Stellung den einköpfigen Reichsadler in goldenem Herzschild auf dem schwarzen Ordenskreuz. Ihm standen im Range am nächsten die Landmeister. In Preußen gab es seit 1309 diese Würde nicht mehr, aber die Ordensgebiete in Livland und in Deutschland wurden von Landmeistern regiert; der letztere ist unter dem Namen Deutschmeister bekannt geworden.

Diese beiden Würdenträger konnten natürlich nur selten nach Preußen kommen. Deshalb wurde die eigentliche Regierung, und zwar sowohl des Ordens wie des Staates, von den fünf Großgebietigern gebildet. Der Großkomtur war der Stellvertreter des Hochmeisters und gewissermaßen der Innenminister des Landes, der Oberste Marschall war Heerführer und Kriegsminister, der Treßler Finanzminister, der Trapier, der die Ordensburgen mit allem Nötigen zu versorgen hatte, Wirtschaftsminister und der Oberste Spittler Sozialminister. Bekanntlich war die heute vom Staate ausgeübte soziale Fürsorge im Mittelalter Sache der Kirche, aber da der Orden eine kirchliche Einrichtung war, war Preußen der einzige Staat der damaligen Zeit, in dem diese Sorge für die Armen, Alten und Kranken eine Aufgabe des Staates war. Der Großkomtur und der Treßler hatten ihren Sitz in der Marienburg, der Trapier amtierte in Christburg, der Spittler in Elbing und der Marschall in Königsberg. Der Vergleich mit den Ministern darf nicht so weit geführt werden daß man in den Gebietigern Vorsteher fest abgegrenzter Ressorts sieht. Wichtig ist nur die Tatsache, daß sie mit demselben Stabe und denselben Einrichtungen Ordens- und Staatsaufgaben zugleich zu erfüllen hatten, daß gewissermaßen die Ordensverfassung auf das Land ausgedehnt oder, anders ausgedrückt, dieses in die Ordensverfassung einbezogen wurde.

Das gilt auch von den Komturen. Sie waren einerseits als Befehlshaber der Burgen Vorgesetzte der in ihnen befindlichen Ritter, als Verwalter der Komtureien andrerseits mit den späteren Landräten zu vergleichen. Es gab etwa 25 Komtureien im ganzen Ordensstaat, dazu mehrere Vogteien und Pflegeämter, die teils selbständig, teils den Komturen unterstellt waren. Auch die einzelnen Ordensritter und die Priesterbrüder hatten doppelte Aufgaben. Einerseits gehörten sie dem klösterlichen Konvent ihrer Burg an, andrerseits hatten sie Aufgaben in der Landwirtschaft, der Verwaltung und Rechtsprechung, dem Verkehrswesen und der Besiedlung der Komturei zu erfüllen, waren insofern also den späteren Regierungsräten vergleichbar.

Eine besondere Stellung im Gefüge der Ordensverwaltung nahmen die Schäffer ein, besonders die beiden Großschäffer in Königsberg und Marienburg. Sie waren die Handelsbeamten des Ordens und besorgten mit einem Netz von Liegern und Agenten den im Laufe der Zeit in Einkauf und Verkauf immer umfangreicher werdenden Handel des Ordens, der Königsberger Großschäffer insbesondere den Handel mit Bernstein, der Regal, also landesherrliches Monopol war. Die Schäffer standen im Dienst des Ordens, brauchten ihm aber nicht anzugehören wie überhaupt der Orden eine große Zahl von weltlichen Männern in seinem Dienst hatte auf den Burgen wie auf seinen Gütern.

Seine Landeshoheit mußte der Orden mit den vier Bischöfen teilen. Die Bistümer, Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland, waren ja nicht von ihm, sondern von einem päpstlichen Legaten eingerichtet worden, und dabei hatte jeder Bischof ein Drittel seiner Diözese als eigenes Herrschaftsgebiet erhalten, das er seinerseits mit seinem Domkapitel im Verhältnis von zwei zu eins teilen mußte. So gab es innerhalb Preußens vier kleine geistliche Fürstentümer, in denen der Bischof Landesherr war. Wenn der Orden eine weltliche Körperschaft gewesen wäre, wäre das eine Gefahr für ihn und den Staat gewesen. Da er aber selbst geistlich war, erreichte er im Einvernehmen mit der Kurie die Inkorporierung der Domkapitel. So waren die Domherrn und damit schließlich auch die Bischöfe Priesterbrüder des Ordens und dem Hochmeister und dem Generalkapitel untergeordnet. Nur im Ermland, dessen Bischof ein großes und geschlossenes Gebiet von Frauenburg über Heilsberg bis Allenstein verwaltete, glückte das nicht. Deshalb war der ermländische Bischof der einzige, der sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrte wie ja das Ermland später seine eigenen Wege gegangen ist. Pommerellen gehörte kirchlich zu den beiden polnischen Bistümern Leslau (Wloclawek) und Gnesen, und diese Regelung blieb auch bestehen, nachdem das Land ein Teil des Ordensstaates geworden war Der Orden erreichte aber im allgemeinen auch hier die Besetzung der beiden Diakonate Danzig und Kamin mit ihm genehmen Persönlichkeiten.

Wir können den Ordensstaat nicht mit dem späteren preußischen Beamtenstaat des Absolutismus gleichsetzen; dazu war die Vielfalt der Lebensformen im Mittelalter zu groß. Er war aber geschlossener und einheitlicher als alle anderen Staaten seinerzeit (vielleicht mit Ausnahme der normannisch-hohenstaufischen Staatsschöpfung in Unteritalien), die landesherrliche Gewalt straffer und durchgreifender. Er war das im besten Sinne Modernste, was Menschen im Mittelalter überhaupt schaffen konnten. Es bleibt zu fragen, ob dieser Staat nur ein Machtgebilde war, ein gut funktionierender Apparat, oder ob er beseelt war von dem Geist seiner Schöpfer, ob er Menschen geformt und Kultur geschaffen hat.

Dr. Gause

*

Diese Serie „Aus der Geschichte Ostpreußens" wird fortgesetzt.

Die Wallenrodtsche Bibliothek

E. Th. A. Hoffmann beschrieb sie in einem romantischen Märchen

Schon im Mittelalter hatte die Familie Wallenrodt dem deutschen Osten zwei bedeutende Männer geschenkt. Konrad von Wallenrodt war Hochmeister des Deutschen Ordens gewesen, sein Vetter Johann gleichzeitig Erzbischof von Riga. Vom 17. Jahrhundert an gehörten die Wallenrodts zu den angesehensten Familien des preußischen Adels. Auf der Grundlage eines weitläufigen Landbesitzes waren sie Amtshauptleute und Landräte, Minister und Diplomaten, gebildete, kluge und welterfahrene Männer.

Martin von Wallenrodt, Kanzler des Herzogtums Preußen, war ein Freund der Wissenschaften. Er schrieb lateinische Gedichte und sammelte Bücher und Handschriften, Bilder und Münzen mit der Freude eines humanistisch gebildeten Gelehrten. Als die Sammlung 1629 in seinem Hause in Königsberg verbrannte, begann er unverdrossen aufs neue. Seine Schätze waren ihm so lieb, daß er Vorsorge trug, daß sie nach seinem Tode nicht zerstreut wurden, sondern erhalten blieben. So machte er 1629 aus ihnen eine Familienstiftung und verpflichtete seine Nachkommen, sie zu erhalten und zu vermehren. Neun Generationen lang hatte die Familie im Sinne des Stifters gehandelt. Die Wallenrodtsche Bibliothek gehörte bis in die Gegenwart zu den sichtbaren Kulturdokumenten unserer Heimat.

Was Martin begonnen hatte, setzte sein Sohn Johann Ernst fort. Er brachte die Sammlung 1650 aus seinem Hause in einen Raum des nördlichen Domturms, wo sie besser vor Feuer geschützt war, stiftete 1658 ein Kapital von 9000 Mark — es wurde später auf 11 000 erhöht —, aus dessen Zinsen ein Bibliothekar besoldet und neue Bücher angeschafft werden sollten, und machte die Bibliothek der Öffentlichkeit zugänglich. Zweimal in der Woche konnten Studenten in den Nachmittagsstunden die Bücher an Ort und Stelle benutzen. So bescheiden sich das heute ausnimmt, für die damalige Zeit war es eine soziale Tat. Durch Zukäufe und Vermächtnisse wuchs die Bibliothek so rasch, daß 1688 ein zweiter Raum für sie hergerichtet werden mußte. Seine Dekoration von Palmen, Rankenwerk und Akanthusblättern stammt wahrscheinlich von der Meisterhand des Bildschnitzers Isaac Riga. In diesem Zustande sind die beiden Räume bis zur Zerstörung Königsbergs erhalten geblieben.

Als Stadthaus hatten die Wallenrodts einen alten Adelshof, an dessen Stelle später die Luisenschule in der Landhofmeisterstraße erbaut wurde. Die großen Familienfeste fanden in ihrem ostwärts von Waldau gelegenen Schloß Willkühnen statt, so 1663 eine Hochzeit, für die Johann Ernst vom Hofkapellmeister Sebastiani ein „Verliebtes Schäferspiel" komponieren ließ. Es bezeugt die Vielseitigkeit dieses Mannes, daß er, als er 1697 starb, ein Manuskript hinterließ, das 1702 unter dem Titel „Himmelsleiter über die sieben Worte Christi am Kreuz" gedruckt wurde. Sein würdiges Grabmal im Dom, in Amsterdam aus schwarzem Marmor gefertigt, war ein spätes Zeugnis für die wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen, die viele Jahrzehnte hindurch zwischen Preußen und den Niederlanden bestanden haben.

Die Bibliothek wuchs im Laufe der Zeit auf über zehntausend Bände an, vor allem historische und genealogische Werke, aber auch Bilder, Karten und Handschriften von hohem Wert. Es wurde Zeit, daß diese Schätze in sachverständige Obhut kamen. Schon 1828 wurden dreizehn Bilder, darunter das Bild Luthers und Melanchthons von Cranach, herausgenommen. Das Porträt Simon Dachs von Philipp Westphal blieb am alten Platz. 1909 wurde der ganze Bestand von der Staatsbibliothek übernommen. Der größte Teil, etwa 7000 Bände, wurde im Bibliotheksbau auf dem Mitteltragheim in besonderen Räumen aufgestellt. 3000 Bände, Doubletten und allerlei Raritäten, blieben im Dom als kleines, aber eigenartiges Kulturmuseum. Von dem Schicksal der beiden Teile nach dem Kriege ist nichts bekannt.

Vielleicht ist nicht jedem Ostpreußen geläufig, daß die beiden Bibliotheksräume im Domturm auch in der Literatur eine Rolle gespielt haben. Sie hatte E. Th. A. Hoffmann vor Augen, als er in seinem romantischen Märchen „Der goldene Topf" die Bibliothek des seltsamen Archivarius Lindthorst beschrieb: „Aus den azurblauen Wänden traten die goldbronzenen Stämme hoher Palmbäume hervor, welche ihre kolossalen, wie funkelnde Smaragden glänzenden Blätter zur Decke wölbten." Auch



In der Wallenrodtschen Bibliothek. — Nach einem Gemälde von Karl Storch. Das Bild ist im Besitz des jetzt in Hamburg lebenden Königsberger Kaufmanns Werner Barth.

den Namen Lindthorst hat der Dichter nicht erfunden. Zwar hat es keinen Bibliothekar oder Archivar dieses Namens in Königsberg gegeben, aber die Lindthorsts waren seit 1601 Bürger der Altstadt. Vielleicht war der Stadtsekretär Lindthorst, der noch um 1820 in der Altstädtischen Bergstraße wohnte, ein Sonderling, so daß Hoffmann an ihn gedacht haben könnte, als er 1813, siebzehn Jahre nach seinem Fortgang aus Königsberg, in Dresden dieses Märchen schrieb, in dem er Wirklichkeit und Schein, Ferne und Nähe, Dresden und Königsberg in einer Weise verband, wie es nur seiner Phantasie möglich war.

Dr. Gause

Wir gratulieren...

zum 94. Geburtstag

Pachur, Ida, aus Lyck, jetzt in Hamburg-Harburg, Heimfelder Straße 34, am 6. Januar.

zum 92. Geburtstag

Hoffmann, Wilhelmine, geb. Schäfer, aus Hermsdorf, Kreis Pr.-Holland, jetzt bei ihrer Tochter Margarete Podlech in Neumünster (Holst), Störkoppel 4, am 7. Januar. Die rüstige Jubilarin nimmt großen Anteil am Zeitgeschehen.

zum 91. Geburtstag

Görke, Max, aus Ortelsburg, Hindenburgstraße 32, jetzt bei seiner Tochter Emma in Essen (Ruhr), Langenbeckstraße 40, am 6. Januar.

Sarg, Marie, aus Kalkofen, Kreis Lyck, jetzt in 468 Wanne-Eickel, Hauptstraße 244, am 8. Januar.

zum 90. Geburtstag

Depkat, Friedrich, Landwirt, aus Grenzberg, Kreis Elchniederung, jetzt bei seiner Tochter und Schwiegersohn Margarete und Karl Schielke in Rieseby, Kreis Eckernförde, am 7. Januar. Der Jubilar war Unteroffizierschüler in Ettlingen, später beim Inf.-Regt. in Köln; 1896 wurde er Sergeant. Den Ersten Weltkrieg machte er beim Inf.-Regt. 4 mit.

Will, Auguste, geb. Arndt, aus Ackerau, Kreis Pr.-Eylau, jetzt 237 Rendsburg, Richthofenstraße 92, am 7. Januar.

zum 89. Geburtstag

Hofer, Albert, Landwirt, aus Sechshuben, Kreis Wehlau, jetzt in 2 Stellau, Post Hamburg-Rahlstedt, am 17. Dezember. Der Jubilar erfreut sich noch guter Gesundheit und denkt viel an seine Heimat.

zum 88. Geburtstag

Staschau, Emma, Predigerwitwe, aus Treuburg, jetzt in geistiger Frische, aber fast erblindet, bei ihrem Sohn, Pfarrer W. Staschau, am 6. Januar. Anschrift durch Frau Ida Ehrenteit, 8474 Oberviechtach (Oberpfalz), Steinforst 276.

zum 87. Geburtstag

Lange, Maria, geb. Faust, aus Königsberg, jetzt mit ihrem Ehemann in Düsseldorf, Jürgensplatz 56, am 7. Januar.

zum 85. Geburtstag

Armborst, Franz, Oberleutnant der Gendarmerie i. R., aus Rößel, jetzt Aachen-Lichtenbusch, Raerener Straße 437, am 6. Januar.

Greifenberg, Anton, Kirchschullehrer i. R., jetzt in 8542 Roth, Schlesierstraße 3, am 13. Januar. Der Jubilar war 44 Jahre lang Lehrer im Kreise Rößel, davon 38 Jahre als 1. Lehrer und Organist in Plausen. Er steht heute noch in Verbindung mit seinen ehemaligen Schülern und freut sich, ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Lettmann, Otto, Reichsbahninspektor, aus Königsberg, jetzt in Aachen, Hüttenstraße 124, am 3. Januar.

Leuchtenberger, Martha, geb. Buttgereit, Witwe des Oberzollsekretärs Albert Leuchtenberger aus Sensburg, jetzt in Oldenburg (Oldb), Mutzenbecherstraße Nr. 4, am 2. Januar.

zum 83. Geburtstag

Christeleit, Elsbeth, geb. Gronwald, aus Königsberg, Kaiserstraße 25, jetzt bei ihrer Tochter Eva Hürtig in Oststeinbek über Hamburg-Billstedt, Hochkamp Nr. 1, am 4. Januar.

zum 82. Geburtstag

Gnaß, Otto, Kriminalkommissar i. R., aus Königsberg, Schillerstraße 14a, jetzt in 53 Bonn, Verdistraße 23.

Gudlat, Ida, geb. Jablonski, aus Königsberg, Unterhaberberg 52, jetzt bei ihrer Tochter Hedwig Scheffel in Hamburg 33, Meisenstraße 17, am 3. Januar.

zum 81. Geburtstag

Herrmann, Anna, geb. Hennig, aus Kreuzburg, jetzt in Groß-Winternheim, Kreis Bingen, am 9. Januar.

zum 80. Geburtstag

Dous, Ella, geb. Wokersien, aus Wischrodt, Kreis Samland, jetzt Kitzingen (Main), Feldstraße 2, am 29. Dezember.

Friederici, Ida, geb. Broszonn, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt in Bad Bramstedt, Bachstraße 2. Die Jubilarin erfreut sich bester Gesundheit.

Ulrich, Marie, Witwe, aus Tilsit, Grünes Tor 1, jetzt bei ihrer Tochter Charlotte Kummetat in Frankfurt (Main), Eschersheimer Landstraße 196, am 8. Januar. Die Jubilarin nimmt regen Anteil am Tagesgeschehen.

Wittke, Gustav, aus Schippenbeil, Kreis Bartenstein, jetzt bei seiner jüngsten Tochter Sabine Wittke in Coburg (Bay), Neustadter Straße 9, am 4. Januar.

Wolfgramm, Hedwig, geb. Dous, Lehrerwitwe, aus Heyde-Maulen, Kreis Königsberg, jetzt in 2 Wedel (Holst), Vogt-Körner-Straße 4, am 6. Januar.

zum 75. Geburtstag

Arndt, Emil, aus Jorken, Kreis Angerburg, jetzt in 2308 Preetz, Thomas-Mann-Straße 12, am 31. Dezember.

Böhnke, Bertha, geb. Gehrmann, aus Barden, Kreis Pr.-Holland, am 29. Dezember. Die Jubilarin lebt mit ihrem Ehemann Lehrer i. R. Richard Böhnke im Altersheim in 3441 Wommen über Herleshausen.

Deyda, Auguste, geb. Scherzat, aus Halldorf, Kreis Treuburg, jetzt bei ihrer Tochter Magda Kruppa in einer Nebenerwerbssiedlung in Kolenfeld, Lindenkamp 3051, am 6. Januar.

Jonas, Paul, aus Seßlacken, Kreis Insterburg, jetzt mit seiner Ehefrau im Eigenheim in Gößlingen, Kreis Rottweil (Württ), am 13. Januar.

Kallinowski, Helene, geb. Wiechert, aus Königsberg, Briesener Straße 23, jetzt in Berlin 33, Karlsbader Straße 1 III, am 5. Januar.

Randzio, Karl, aus Kehlen, Kreis Angerburg, jetzt bei seinem Sohn Helmut in Kolenfeld, Lindenkamp über Wunstorf, am 20. Dezember. Der Jubilar war lange in der Fischerei des Grafen Lehndorff tätig. Er nahm an beiden Weltkriegen teil. Während des Zweiten Weltkrieges geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er 1946 entlassen wurde.

Neumann, Marie, geb. Liebelt, aus Preußhöfen, Kreis Sensburg, jetzt bei ihrem Sohn, Realschullehrer Otto Neumann, in Bocholt, Schlesierstraße 17, am 29. Dezember.

einberg, Maria, geb. Olschewski, aus Königsberg, Yorckstraße 85, jetzt 511 Alsdorf, Kreis Aachen, Theodor-Seipp-Straße 14, am 9. Januar. Der Ehemann der Jubilarin ist im Ersten Weltkrieg gefallen.

Diamantene Hochzeit

Reiß, Ludwig, Lehrer a. D. (84 Jahre), und Frau Maria, geb. Maczeyczik (77 Jahre), aus Kl.-Lasken, Kreis Lyck, jetzt in Eutin-Fissau, Rüderweg 1, am 29. Dezember.

Eine herzliche Bitte!

Unter den vielen Lesern des Ostpreußenblattes sind nicht wenige Landsleute, für die unsere Gratulationsseite die einzige Möglichkeit darstellt, alte Nachbarn, Freunde und Bekannte aus der Heimat wiederzufinden. Doch leider verläuft manchmal diese Suche ergebnislos, weil die Einsender der Gratulationen vergessen haben, auch den alten Ortsnamen aus der Heimat anzugeben.

Darum eine herzliche Bitte an alle Einsender von Gratulationsmeldungen: Vermerken Sie in Klammern hinter dem ostpreußischen Heimatwohnort auch nach Möglichkeit die alte Ortsbezeichnung. Schreiben Sie also beispielsweise nicht Schloßberg, sondern Schloßberg (Pillkallen).

Viele unserer hochbetagten Leser werden Ihnen dafür sehr dankbar sein.

Goldaper Stadtbrände

Die schlimmste Geißel unserer Städte in den vergangenen Jahrhunderten waren die großen Brände, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten und oft nur wenige alleinstehende steinerne Gebäude verschonten. Die Häuser drängten sich eng aneinander und waren in Fachwerk oder ganz aus Holz, ehedem der billigste Baustoff, errichtet. Ein unbemerkter Funkenflug konnte die Strohdächer in lodernde Fackeln verwandeln. Dabei sind die Brände in der Mehrzahl zu Friedenszeiten ausgebrochen, z. B. wenn das Herdfeuer irgendwo nicht gelöscht war, als alle auf dem Felde arbeiteten oder ähnlich. Die Insterburger Stadtkirche wäre im 18. Jahrhundert beinahe einmal in Brand geraten, weil eine alte Frau im Winter ihr Torföfchen auf der Galerie hatte stehen lassen, und nur der Rauch Vorübergehende warnte. Über die Goldaper Stadtbrände fanden sich an ganz unvermuteter Stelle Nachrichten, nämlich im Anhang zum Gründungsprivileg vom 14. Mai 1570. Die Verschreibungen wurden in Königsberg in ein großes Handfesten- oder Verschreibungsbuch eingetragen. Wenn eine Originalurkunde beim Besitzer in Verlust geriet, konnte er eine Copie vidimata, wir sagen heute eine beglaubigte Abschrift, beantragen. Die Verschreibung Nr. 924, Fol. 216, hat folgende Anmerkungen jedesmal von anderer Hand:

NB. weill diesen Goldappern ihr privilegium verbrunnen, haben sie den 7. novembris ao. 1597 auf ihr anhalten ein vidimus davon bekommen

Den Goldappern weill sie abermahls abgebrandt undt in demselben brande ihr privilegium auch geblieben, ist ihnen den 3 november ao 1623 wiederumb ein vidimus desselben ertheilet worden.

Den 31. Dez. 1785 wurde den Goldappern dieses privil. abermals in copia vidimata auf Pergament geschrieben, ertheilet.

Desgl. den 1. Sept. 1835.

Zwischen diesen Bränden liegen noch Entsetzenstage wie der 12. Februar 1657, als die Tataren die Stadt in Asche legten, und die Zerstörung Goldaps 1914. Allem Unglück zum Trotz erhob sich die Stadt wieder und bot erneut wohnliche Bleibe, ein freundliches Stadtbild am Fuße des ansehnlich ragenden Goldaper Berges. Das mag auch heute Hoffnung geben.

Dr. W. Grunert

Zum Wengoyer See

Dank seiner Lage war Bischofsburg als Ausgangspunkt für Wanderungen in das ermländische und masurische Seengebiet gut geeignet. Nach Osten zu liegt der größte See des Ermlandes, der Dadey See, im Norden der Wengoyer See. Im Osten und Norden der Stadt dehnen sich große Wälder aus. Ein beliebter Wanderweg führte am Wengoyer See vorbei zum Schloß Bansen, das man von einer mit Buchen bestandenen Höhe vor sich liegen sah. Ein bei dem Dorfe Striewo gelegener Teil der großen Sadlower Forst war als Naturschutzpark geschützt. Ein anderes schönes Ziel war das Ufer des Dadey-Sees und eine Überfahrt zur Döring-Insel.

Schnelleres Buttern

Die stacheligen Kugelköpfchen der Klette haken sich rasch an Gegenständen fest. Diese Fähigkeit des Anhaftens war wohl die Ursache für den früheren Brauch, ein Klettenblatt unter das Butterfaß zu legen, damit sich die Butter schneller bilde. (Überliefert von Frischbier 1870 aus Dönhoffstädt, Kreis Rastenburg.)

Die Lenzenburg

Sagen und Funde von einer verschwundenen Burg

Von Emil Johannes Guttzeit

Die heimatliche Küste des Frischen Haffs streckt hier und da kleine Landzungen ins Haff, oft zeigt sie markante Punkte, die allgemein Haken genannt werden. Sie dienen den Schiffern und Fischern als Marken. Am bekanntesten sind der Kahlholzer Haken der Balgaer Halbinsel und der Peyser Haken am Königsberger Seekanal. Besonders zahlreich sind die Haken an der Haffseite der Nehrung zu finden; aber auch die Haffküste von Kahlholz bis zur Pregelmündung hat ihre Haken: den Geböcksch-, den Lanskenberg-, den Haus-, den Dümpel- und den Kaddighaken.

Die meisten sind nach Ortschaften oder Wohnplätzen benannt. Der Dümpelhaken weist auf den Dümpelkrug hin. Der Geböcksch-Haken erinnert an die einstige prußische Gawickenburg, deren Reste Kaspar Hennenberger bekannt waren; denn er hat sie auf seiner Karte von 1576 eingezeichnet. Noch in jüngster Zeit war bei alten Bewohnern von Patersort der Flurname Jebickeberge für die nordöstlich des Dorfes gelegenen Uferberge bekannt.

Der Lanskenberghaken hat seinen Namen von der Lenzenburg erhalten. Sie hat vor siebenhundert Jahren auf dem Steilufer westlich Brandenburg, etwa vierhundert Meter ostwärts der Gutsgebäude von Korschenruh, gestanden. Auf dem dreißig Meter hohen Ufer des Haffs hatten die Prußen zwischen einer kleinen und einer großen, etwa vierhundert Meter langen Schlucht eine Burg errichtet. Sie wurde von einem Rundwall umschlossen, im Süden und Südwesten, also nach dem offenen Gelände, war er erhöht und trug eine hohe Holzerdemauer, wie sie bei anderen Burgen dieser Art festgestellt worden ist. Hier war die Feste auch von einem breiten und tiefen Graben umringt. Gegen die Fluten des Haffs und wohl auch gegen die des Frisching war die Burganlage



Der Pfeil zeigt auf die Lage der Lenzenburg.

durch den hohen Steilhang und ein zweihundert bis dreihundert Meter breites Vorland gesichert, das auch noch in jüngster Zeit hinter dem Dünengürtel am Haffstrand sumpfige Wiesen bildete. Im 19. Jahrhundert waren sie mit Erlen bewachsen.

Die Lenzenburg war also an drei Seiten natürlich geschützt und durch einen bogenförmigen Wall vom Hinterland abgeschnitten. Solche Abschnitts- und Zungenburgen hatten die Prußen in unserer Heimat in großer Zahl erbaut. Der innere Burgraum war groß genug, um mehrere Gebäude für Wohn-, Wirtschafts- und Wehrzwecke aufzunehmen.

Den Namen der Burg und spärliche Nachrichten über sie erfahren wir aus alten Chroniken und Urkunden; in einem Schlichtungsvertrag vom 10. März 1246 wird sie als castrum Lemptenburc erwähnt: Ein Landgebiet von 2500 Hufen zwischen der Lenzenburg, dem Haff, der Pregelmündung und der natangischen Gaugrenze sollte den Lübeckern zugesprochen werden, die mit Hilfe des Deutschen Ordens an der Pregelmündung eine Stadt und einen Seehafen anlegen wollten. Diese Gründung ist damals nicht zustande gekommen.

In jener Zeit dürfte die Lenzenburg bereits vom Deutschen Orden besetzt gewesen sein; ob sie ursprünglich der Stammsitz des altpreußischen Geschlechts der Lemkini gewesen ist, läßt sich mit Max Toeppen nur vermuten.

Die Ordensritter hatten die Lenzenburg für ihre Zwecke, wenn auch nicht in Stein, ausgebaut; sie waren 1246 erst sieben Jahre in diesem Lande. Im Jahre 1251 wird der Pfarrer Radolf in Lemmetenberg genannt; es handelt sich wohl um einen Priesterbruder, der hier in der kleinen Kapelle sein Amt versehen haben dürfte. Später diente die Ordensfeste dem Vogt von Natangen und Warmien (Ermland) als Amtssitz; er übte im Namen des Ordens die Gerichtsbarkeit über die Stammprußen nach prußischem Rechte aus. 1260 war es Volrad Mirabilis (Wunderlich). Der Pfarrer, Kartograph und Chronist Hennenberger schreibt mit Recht: „Lentzenburg. Ist ein Schlos vnd Vogtey gewest."

Die Ordenschronisten Peter von Duisburg und Nikolaus Jeroschin nennen die Feste castrum Lencenbergk und Lenzeburc, Jeroschin schreibt auch Lenzinburg. Was das uralte Bestimmungswort Lenz, Lempt, Lemmet u. ä. bedeutet, ist ungewiß, es findet sich in vielen Gegenden Deutschlands, ja, Europas und dürfte auf ein indogermanisches Urwort zurückgehen.

Duisburg und Jeroschin, in erweiterter, ausgeschmückter Form auch der Mönch Simon Grunau, berichten von einer eigenartigen Begebenheit in der Lenzenburg. Der Ordensvogt Volrad Wunderlich saß eines Abends mit Edlen seines Landes zusammen; plötzlich wurden die Fackeln ausgelöscht, und einer der Gäste unternahm einen Mordanfall auf den Vogt. Ihn schützte aber seine Rüstung, die er unter dem Gewand trug. Als das Licht wieder angezündet war, zeigte Volrad seine zerrissenen Kleider und fragte, wie der Mörder zu bestrafen sei. „Mit dem Flammentode!" sollen die Gäste geantwortet haben. Als dann bei einem zweiten Besuch die trunkenen Prußen wieder von einem Mordanschlag sprachen, versperrte der Vogt die Türen und ließ das Haus samt den Gästen verbrennen. „Sus da di wirtschaft ende nam", schließt Jeroschin seinen Bericht.

Die herausfordernde und verwerfliche Tat des Ordensvogtes steht einzig da, sie hat den Aufstand der Prußen am 20. September 1260 nicht veranlaßt, dafür sind mehrere andere Gründe maßgebend, sie gibt aber ein Zeichen für die Stimmung unter den Prußen wieder.

Die Lenzenburg ist nicht mehr von neuem aufgebaut worden; sie hatte ihre Rolle als Stütz- und Amtssitz im alten Warmiergau ohnehin ausgespielt; denn im Jahre 1266 gründete der Deutsche Orden mit Hilfe des Kreuzfahrers Markgraf Otto III. von Brandenburg unweit der Lenzenburg an der Frischingmündung die Brandenburg.

Die Ruinen der Lenzenburg verfielen im Laufe der Jahrhunderte; ihr Name aber lebte im Gedächtnis des Volkes weiter. Der Volksmund raunte sich manche Sage zu: Auf einer in die Tiefe gehenden Treppe gelange man in eine Höhle. Um das Jahr 1700 soll sie ein Schwarzkünstler, der sich bei einem Krugwirt in Brandenburg aufgehalten hat, besucht haben; er sah auf einer Biertonne einen schwarzen Hund sitzen. Und in jüngerer Zeit erzählte man von einem unterirdischen Gange, der die Lenzenburg unter dem Haff entlang mit der Kirche Brandenburg verbunden hätte.

Als man von 1818 ab die Berliner Chaussee von Königsberg nach Braunsberg erbaute, suchte man auch auf der Lenzenburg nach Steinen; man fand, wie eine Aufzeichnung des Landrats in Heiligenbeil vom Jahre 1825 vermerkt, „ein versunkenes Steinpflaster", dessen Steine völlig mürbe waren, „auch ist früher hier Mauerwerk sichtbar gewesen".

Dr. Bujack, der Vorsitzende der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg, der zahlreiche wissenschaftliche Grabungen vorgenommen und spätheidnische Befestigungsanlagen untersucht hat, berichtete 1876 in einem Vortrag über die Lenzenburg: es „sollte das Feldplateau durch Zuschüttung eines Wallgrabens mit dem Burgplateau verbunden werden; der Besitzer fand dabei eine Menge Holzkohlen und Urnenscherben", als er eine etwa eineinhalb Meter starke Erdschicht abtrug. In jener Zeit war der Burgwall noch etwa vierdreiviertel Meter hoch und überragte den Burgplatz um dreieinviertel Meter. Er ist aber bald danach „um etwa fünf Fuß (1,60 m) erniedrigt worden", wie Louis Passarge in seiner Studie „Ein Ausflug zur Lenzenburg" (enthalten in: Aus baltischen Landen, 1878) erzählt.

Die Holzkohlenreste mögen an die Zerstörung der Lenzenburg durch Brand erinnern, die „Urnenscherben" rühren sicherlich von Gefäßen der einstigen Bewohner her. Ich habe in den zwanziger und dreißiger Jahren auf dem ehemaligen Burggelände, auf dem das geschulte Auge den Wall und den Graben noch zu erkennen vermochte, mehrfach Gefäßscherben in rötlichbrauner Farbe und ohne jegliche Verzierung gefunden; sie konnten zeitlich nicht bestimmt werden. Eine wissenschaftliche Grabung hätte wahrscheinlich genaueren Aufschluß gegeben. Ohne sie können wir nur auf Grund der strategisch guten Lage, des alten Namens und des Aussehens auf ein jahrhundertelanges Alter der Lenzenburg schließen.



Zu unserer Zeit gingen Pflug und Egge über die Äcker am Frischen Haff, die geschichtlicher Boden waren. Der Landstreifen jenseits des Haffs ist die Südküste des Samlandes, an der der Königsberger Seekanal vorbeiführt.

Aufnahmen: Mauritius (2)

Weltrekord im Segelflug

Das Gelände der Prußen- und Ordensfeste fiel an den Flecken Brandenburg, im 19. Jahrhundert gehörte es zur dortigen Posthalterei. Später erwarb es der Gutsbesitzer Douglas in Ludwigsort; er richtete bei der Lenzenburg eine Schäferei ein, die ein Hofmann Korsch verwaltet haben soll. Nach ihm soll das Vorwerk, später das Gut den Namen Korschenruh erhalten haben. Um 1930 gehörte das 110 ha große Gut Carl Jakob, der im Jahre 1931 60 ha als Ackerland und 42 ha als Wiesen und Weiden nutzen ließ. Zwölf Pferde und 53 Stück Rindvieh (davon 21 Kühe) wurden gehalten. Im Jahre 1905 wohnten hier 47 Menschen.

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges waren Burggelände und Gut Korschenruh kaum bekannt; kaum ein Fremder betrat diesen Ort, obgleich die Berliner Chaussee nur wenige hundert Meter an ihm vorbeiläuft. Als dann in den zwanziger Jahren die Brandenburger Heide immer mehr von naturverbundenen und heimatliebenden Menschen aufgesucht wurde, kamen sie auch hierher und genossen den herrlichen Weitblick auf das Haff, das im Nebel verschwimmende Samland, auf die breite Frischingniederung von Brandenburg bis zu den Türmen von Königsberg.

Korschenruh wurde dann aber mit einem Schlage bekannt, ja, berühmt, als Ende der zwanziger Jahre Segelflieger diese Gegend mit ihren Aufwinden am Steilhang des Haffs entdeckten, hier einen Flugplatz des Vereins für Luftfahrt, schließlich ein Segelfliegerlager einrichteten und der Königsberger Student und Meisterflieger Kurt Schmidt einen Weltrekord mit 36 Stunden 37 Minuten im Segeldauerflug aufstellen konnte. Soviel Besucher wie an jenem 3. und 4. August 1933 hatte Korschenruh noch nie erlebt.

Die reizvolle Landschaft und die vergessene Lenzenburg kamen wieder zu Ehren; ich konnte damals sogar einen Vortrag über diese geschichtliche Stätte im Rundfunk halten, und heute — ist das alles nur noch Erinnerung.



Haffstrand in der Nähe von Patersort

Aufn.: Landesbildstelle Hessen

Kundschafter in Balga

„Als die Kreuzfahrer nach ihrer Ankunft in Preußen schon so weit gekommen waren, daß sie das feste Schloß Balga erbauet, haben die benachbarten Samländer, um zu sehen, was sie an solchen Nachbarn haben, einen von ihren Ältesten nach Balga zu den deutschen Brüdern geschickt, welcher unter dem Schein eines Gesandten sollte auch deren Tun und Treiben und Sitten genaue Achtung geben. Die Brüder haben demselben Gesandten auch freundlich empfangen und ihn ihre Eßstuben, Schlafkammern und Küche sehen lassen. Da dieser nun sich alles dessen, was ihm von seinen Landsleuten mitgegeben war, recht erkundigt zu haben vermeint, kehrt er wieder nach Hause und spricht zu seinen Landsleuten dieses: ‚Die deutschen Brüder haben etwas im Gebrauch, das uns den Hals brechen wird. Sie stehen alle Nacht aus ihrem Bette auf und kommen in ihrem Bethause zusammen, darin sie ihrem Gotte Ehre erweisen, welches wir nicht tun. Sie essen auch Gras (er hatte sie Salat oder Sauerkraut essen sehen), wie das unvernünftige Vieh. Wer könnte ihnen widerstehen, die in den Wildnissen ohne Mühe ihre Speisen finden können. Als solches die Samländer gehört, haben sie beschlossen, sich freiwillig dem Orden zu unterwerfen."

Diese Sage wird überliefert in: Duisburg, Chronc. Par. III. Kap. 69; Luc David. Bd. IV, S. 1—3; Leo Histor. Pruss. p. 104; Henneberger, S. 413.



Die Steilküste bei Korschenruh bot wegen des kantigen Hangs und der nutzbaren Aufwinde ein ideales Segelfluggelände.

Hilfe für das Kammeramt Brandenburg

König Friedrich Wilhelm I. hat Ostpreußen nach der Verödung durch die Pest wieder in ein blühendes Land verwandelt. Seine Maßnahmen kamen vornehmlich dem Landstrich um Gumbinnen und Insterburg zugute. Weniger bekannt ist die Hilfe, die er dem Kammeramt Brandenburg und dem Oberland zuteil werden ließ. Ende August 1732 schrieb der König an den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau:

„Aus Preußen habe ich schlimme Briefe bekommen, daß der letzte Sturm und Regen im Amt Brandenburg und auch im ganzen Oberland sehr viel Schaden getan hat. Es ist, als wenn es Gott nicht haben wollte, daß das arme Land in Flor (Blüte) kommen sollte. Wenn ich die Wasserflut nicht gesehen hätte, so hätte ich es nicht geglaubt, denn während meiner Tage habe ich nicht so etwas gesehen. Dieses macht mir ein X in mein zu kommendes Jahrbauen (Jahresetat). Aber Passiance (Geduld), ich habe den Oberstleutnant von Bosse (der die Vermessungen in Preußen leitete) befohlen, herumzureisen, damit er ungefähr den Schaden taxiert, auch der Particuliers (Eigentümer), denen ich die Kontributien erlassen muß ... Gottlob ist aber in Lithauen (das Kammeramt Gumbinnen) alles gut, wenn da auch eine solche Flut gewesen wäre, wäre ich nicht im Stande gewesen, in 20 Jahren den Schaden zu bessern.

Ich bin meine preußische Haushaltung müde, ich kriege nichts als Gegenschläge und erschöpfe mich und meine übrigen Länder mit Menschen und Geld, und ich fange an zu glauben, daß ich nicht reüssieren (Erfolg haben) werde. Dies muß bald aufhören oder mein Bankerott ist da ..."

Bekanntschaften

Biete gebild. Herrn, solide, gemütvoll, ein sch. Zuhause i. neuem Eigenheim, m. Garten, in Scharbeutz (Ostsee). Bin Zollb., Ko.-Witwe (40), vielseitig, fraulich. Freundl. Zuschr. erb. u. Nr. 28 525 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Königsberger, 23/1,86, ev. (Nichttänzer), in ges. Position, m. eig. Wohnung, sucht nach schwerer Enttäuschung liebev., charakterf. Mädel, bis 26 J., zw. spät. Heirat. Entscheidend nicht Reichtum u. Geld, sondern gegens. Vertrauen und Sympathie. Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. u. Nr. 28 349 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Unterricht





Kennziffer-Anzeigen

Bewerbungen, Angebote und sonstige Zuschriften auf Kennzifferanzeigen nur unter Angabe der Kennziffer auf dem geschlossenen Umschlag erbeten. Falls Rücksendung irgendwelcher beigefügten Unterlagen erwünscht, Rückporto bitte beilegen!

FAMILIEN-ANZEIGEN

In großer Freude zeigen wir die Geburt unseres zweiten Sohnes
J o h. A l e x a n d e r
an.

Joh. Dietrich Schmidt v. Altenstadt
Gr.-Sunkeln
Hauptmann i. Pz.-Regiment

und Marie-Luise
geb. v. Hake

Arnsberg, den 20. Dezember 1962

Die Verlobung ihrer Tochter E d e l g a r d mit Herrn Gerichtsreferendar F r i e d r i c h G a s t e l l zeigen an

Bruno Tummescheit
und Frau Hildegard
geb. Poerschke

1 Berlin 31, Jenaer Straße 23
früher Ragnit, Ostpr.

Meine Verlobung mit Fräulein E d e l g a r d T u m m e s c h e i t, Tochter des Herrn Direktor Bruno Tummescheit und seiner Frau Gemahlin Hildegard, beehre ich mich anzuzeigen.

Friedrich Gastell

4971 Wulferdingsen
bei Bad Oeynhausen
früher Tilsit, Ostpr.

den 28. Dezember 1962



Am 17. Januar 1963 feiert mein lieber Mann, unser herzensguter Vater, Schwiegervater und Opa

Landwirt

Ewald Hafke

seinen 75. Geburtstag.
Zu diesem Ehrentage gratulieren herzlich und wünschen noch viele gesunde Lebensjahre

seine Frau Erna, geb. Poschmann
Familie Eugen Hafke, Viersen
Familie Heinz Hafke, Canada
Familie Teo und Vera Göbbels, geb. Hafke, Koslar
Rita Hafke, Canada
6 Enkelkinder
einzige Schwester Modesta Fischer, geb. Hafke
Mönchengladbach

517 Jülich, Kölnstraße 9
früher Altkirch, Kreis Heilsberg



Am 9. Januar 1963 feiern unsere lieben Eltern

Erich Stecher
und Frau Meta
geb. Schiweck

ihren 40. Hochzeitstag

Es gratulieren herzlichst
I n g e b o r g T h u r m
geb. Stecher
E v a S t e c h e r

Riethberg (Westf), Emsstraße 11
früher Gehsen
Kreis Johannisburg

Allen lieben Ostpreußen und unserem Ostpreußenblatt wünschen wir von Herzen ein gesundes neues Jahr.

Otto u. Wanda Hensel

Großkaufleute
aus Puppen-Ortelsburg
jetzt 2351 Trappenkamp
Sudetenplatz 3

Am 7. Januar 1963 feiert unser lieber Bruder, Schwager und Onkel

Kurt Mutzeck

seinen 50. Geburtstag.
Es gratulieren herzlichst und wünschen gute Gesundheit
die Schwestern
Lisa, Gertrud und Herta
nebst Familien

Lüneburg
Ernst-Braun-Straße 14
früher Stolzenfeld
Kreis Bartenstein

70

Am 7. Januar 1963 feiert meine liebe Frau, unsere liebe Mutter und Oma

Marie Bahl

verw. Sudau, geb. Masannek
früher Tilsit und Tapiau
jetzt 207 Ahrensburg
Marktplatz 14
ihren 70. Geburtstag.

Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gesundheit und Gottes Segen
Hans Bahl
Hugo Wagner und Frau
Herta, geb. Sudau
Rolf Domansky und Frau
Gertrud, geb. Sudau
und die Enkelkinder

70

Am 6. Januar 1963 feiert mein lieber Mann, unser lieber Opa, der frühere

Landwirt

Hans Windeit

Loye b. Inse, Elchniederung

durch Gottes Güte den 70. Geburtstag.

Wir gratulieren in Liebe und Dankbarkeit
Selma Windeit, geb. Burkandt
Familie Reisgies

4452 Freren, Kreis Lingen

Dem Gründer der Berliner Kreisgruppe Königsberg Pr.-Stadt im Sommer 1949 und rührigen Kreisbetreuer bis Frühjahr 1956, unserem Landsmann

Eduard Dietsch

Berlin-Waidmannslust
Düsterhauptstraße 1

gratulieren wir herzlich zu seinem 70. Geburtstag am 6. Januar 1963 und wünschen ihm ein recht langes und gesundes Leben.

S e i n e K ö n i g s b e r g e r
H e i m a t f r e u n d e

Unserem lieben Vati, Schwiegervater und Opi

Fritz Drochner

früher Ragnit, Memel
jetzt Nürnberg
Siebenkeesstraße 18

zum 70. Geburtstag am 7. Januar 1963 allerherzlichste Wünsche und weiterhin Gottes Segen.
An diesem Tage gedenken wir besonders unserer am 16. Januar 1962 heimgegangenen, unvergessenen Mutti, seiner innigeliebten Frau, A u g u s t e D r o c h n e r.

In Dankbarkeit
Herbert Drochner, vermißt
Meta Drochner, geb. Schories
Charlotte von Hollan
geb. Drochner
Fritz von Hollan
Gerhard Drochner
Gerda Drochner
geb. Scharrer, mit Iris
Siegfried Drochner
Hildegard Drochner
geb. Eder, mit Gabriele

Nürnberg, Mühlhausen (Oberpf)
München



Am 5. Januar 1963 feiert unser lieber Vater, Schwiegervater und Opi

Malermeister i. R.

Emil Gedien

seinen 80. Geburtstag.

Herzlichst gratulieren
s e i n e K i n d e r
S c h w i e g e r s ö h n e
u n d 3 E n k e l k i n d e r

414 Rheinhausen, Bertastraße 20
früher Königsberg Pr.
Manteuffelstraße 3

Am 13. Januar 1963 feiert unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Omi, Frau

Anna Schattner

geb. Paetsch
früher Lötzen, Ostpreußen
Schmidtstraße 5
jetzt Westerland/Sylt
Neue Heimat 4

ihren 70. Geburtstag.

Es gratulieren herzlichst und wünschen weiterhin Gesundheit und einen schönen Lebensabend

ihre dankbaren K i n d e r
u n d E n k e l k i n d e r

Gleichzeitig gedenken wir mit Wehmut unseres lieben Vaters

Franz Schattner

geb. 13. 8. 1888

der am 15. April 1945 auf See verstorben ist. Diese Nachricht erhielten wir erst jetzt nach jahrelanger Ungewißheit über sein Schicksal.



Am 8. Januar 1963 feiert meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, liebe Schwiegermutter und Oma

Auguste Segatz

geb. Lockowandt
aus Grabnick, Kreis Lyck

ihren 75. Geburtstag.

Es gratulieren herzlichst und wünschen weiterhin beste Gesundheit und Gottes Segen

Ludwig Segatz
ihre Kinder
Ida Rose, geb. Segatz
Elsfleth a. d. Weser
Hedwig Herder, geb. Segatz
Erich Herder, Schwiegersohn
Horst Segatz mit Frau, Berlin
ihre zwei Schwestern
Maria und Frida
und sechs Enkelkinder

Wuppertal-Ronsdorf
Engelbert-Wüster-Weg 44



Am 11. Januar 1963 feiert unsere liebe Mutti, Omi und Uromi, Frau

Meta Meyhöfer

geb. Wenzel
früher Königsberg Pr.
und Darkehmen
jetzt Berlin-Steglitz
Markelstraße 37

ihren 75. Geburtstag.

Es gratulieren herzlichst
i h r e K i n d e r
E n k e l k i n d e r
u n d U r e n k e l c h e n

Allen Freunden und Bekannten, die mir zu meinem 75. Geburtstag in so reichem Maße Glückwünsche übersandt haben, ein herzliches Danke und ein glückliches neues Jahr.

Frau Luise Berkau

4981 Oberbauerschaft 134
über Bünde (Westf)

Am 9. Januar 1963 wird Frau

Frieda Lorenz

geb. Mayer

75 Jahre.

Wohnhaft von 1920 bis 1928 Königsberg Pr., Plantage 17 III
von 1928 bis 1939 Löwenhagen bei Königsberg
von 1939 bis 1945 Königsberg Pr. Hindenburgstraße 24 I

Sie wohnt heute Düsseldorf-Rath, Rather Kirchplatz 3.
Die Jubilarin würde sich über Lebenszeichen von Bekannten freuen.



Am 12. Januar 1963 feiert unsere Mutter, Schwiegermutter und Großmutter, Frau

Gertrud Neubert

geb. Borowski

früh. Tannenberg u. Heeselicht
Kreis Osterode, Ostpreußen
jetzt in Rhüden (Harz)
Frankfurter Straße 18

ihren 75. Geburtstag.

Es gratulieren herzlichst und wünschen alles Gute weiterhin ihre Kinder
Siegfried Neubert und Familie
Rhüden (Harz)
Erika Lawrenz, geb. Neubert
und Familie, Helmstedt
Erwin Neubert und Familie
Stuttgart
Waldemar Neubert
und Familie
Garmisch-Partenkirchen
Armin Neubert
Brambauer (Westf)
Hans-Joachim Neubert
und Familie
Marl-Brassert

Am 9. Dezember 1962 durfte Fräulein

Margarete Thormann

geb. 2. 11. 1879 in Osterode

früher in Königsberg Pr.
Baczkostraße 49

in Frieden heimgehen.

Biberach (Riß)
20. Dezember 1962

Die Einäscherung fand in Ulm (Donau) statt.

I h r e F r e u n d e

In den Weihnachtstagen 1961 haben wir meine liebe Frau, Mutters Stolz und Glück, unserer aller Freude, meine liebe Mutti

Gertraud Radoch

geb. Thiem
aus Lyck

auf dem Friedenshügel 44 in Flensburg zur letzten Ruhe gebettet.

Heim. Radoch
Flensburg-Weiche
Klaus Dieter Radoch
H. Thiem
Wilhelmshaven, Grenzstr. 55

Was wir bergen
In den Särgen
Ist der Erde Kleid.
Was wir lieben
Ist geblieben
Bleibt in Ewigkeit.

Fern ihres geliebten Ostpreußen entschlief nach langem, heimtückischem und qualvollem Leiden am 18. Dezember 1962 meine liebe Frau und Lebenskameradin, unsere treusorgende Mutter, unsere gute Schwester, unsere liebe Schwiegermutter und unsere über alles geliebte, immer für uns dagewesene Oma und Uroma

Bertha Rimkus

geb. Gutzeit

geduldig und gottergeben kurz vor Vollendung ihres 80. Lebensjahres.

In stiller Trauer
August Rimkus
für die Kinder
Ida Brauer, geb. Gutzeit
für die Geschwister

Die Trauerfeier fand am Sonnabend, dem 22. Dezember 1962, auf dem Friedhof zu Reepsholt in Ostfriesland statt.

Am 19. Dezember 1962 verunglückte tödlich unser lieber Schwager und Onkel

Otto Preikschat

im 80. Lebensjahre.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen

Nichte Elfriede Gipp
geb. Gawehn

Hamburg-Lohbrügge
Billwerderstraße 22

früher Steilberg
Kreis Elchniederung

Müh' und Arbeit war Dein Leben,
Du dachtest nie an Dich.
Stets für die Deinen streben,
war Deine höchste Pflicht.

Am 13. Dezember 1962 verstarb nach langem, schwerem Leiden meine liebe Frau, unsere herzensgute und treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante, die

Bäuerin

Meta Potzas

geb. Wissmann

im Alter von 76 Jahren.

In tiefer Trauer
Erdmann Potzas
Ursula Potzas
Helmut Kröhnert und Frau Ruth
Ingelore, Udo, Astrid, Volker als Enkelkinder
Martha Büchler
geb. Wissmann
Arthur Wissmann und Frau Erna, geb. Falk
und Anverwandte

Tornesch (Holst)
früher Kallningken
Kreis Elchniederung

Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, unseren langjährigen Mitarbeiter

Richard Kaszmeikat

am 14. Dezember 1962 aus unserer Mitte abzurufen.

In seiner Schlichtheit und seinem bescheidenen Wesen war er uns ein lieber Mitarbeiter. Er hatte stets für alle ein freundliches Wort. Wegen seiner Hilfsbereitschaft ist er nicht nur uns sondern weiten Kreisen der Bevölkerung in guter Erinnerung. Der Verstorbene kam im Jahre 1945 aus Hainort, Kreis Schloßberg, Ostpr., nach Zeven und diente dem Krankenhaus vom Beginn an in Treue und Pflichterfüllung.
Wir haben ihm sehr zu danken.

Im Namen aller Mitarbeiter des Martin-Luther-Krankenhauses

Dr. Fiedler, lt. Chefarzt

Zeven, den 14. Dezember 1962

Die Beisetzung hat am Sonnabend, dem 16. Dezember 1962, stattgefunden.

Nach langem, geduldig ertragenem Leiden ist am 16. Dezember 1962 mein geliebter Mann und bester Lebenskamerad, herzensguter Vater, Schwager, Onkel und Vetter

Justizoberinspektor a. D.

Wilhelm Rausch

im 75. Lebensjahre in Frieden eingeschlafen.

In tiefer Trauer
Margarete Rausch, geb. Grünhagen
Friedrich Wilhelm Rausch, im Osten vermißt

Braunschweig, Carl-Zeiß-Straße 5
früher Mohrungen, Ostpreußen



In tiefer Trauer erfüllen wir die schmerzliche Pflicht, vom Ableben unserer Bundesbrüder

Dr. Victor Werbke

Rechtsanwalt und Notar
aktiv SS 1914 gest. am 1. 11. 1962

Dr. Helmut Hoepfner

Rechtsanwalt und Notar
aktiv SS 1922 gest. am 27. 11. 1962

Kenntnis zu geben.

Alte Königsberger Burschenschaft GERMANIA zu Hamburg

Gernot Weyer CvG! x

Am 9. Dezember 1962 wurde mein geliebter Mann, mein lieber guter Vati, Bruder, Schwager und Onkel, unser guter Kamerad

Mittelschullehrer

Hartmut König

im Alter von 48 Jahren von seiner schweren Krankheit erlöst.
In unserem Herzen lebt er weiter!

Dr. Christel König, geb. Kuhn

Northeim (Han), Eichendorffstraße 10
früher Königsberg Pr.

Fern der Heimat mußt' ich sterben,
die ich, ach, so sehr geliebt.
Doch ich bin dorthin gegangen,
wo es keinen Schmerz mehr gibt.

Eva Schöneberg

* 17. 5. 1896
† 14. 12. 1962 in Geesthacht

Im Namen der Hinterbliebenen
Elfriede Reich, geb. George

2371 Osterrönfeld

Am 22. November 1962 verschied in Dirlenbach unser stets rüstiger Vater

Christian Höpfner

geb. am 17. Dezember 1887 in Beisen, Kreis Pillkallen

Er folgte unserer Mutter

Elisabeth Höpfner

geb. Grigat

die am 23. März 1952 in Pritzwalk/Sowjetzone von schwerem Leiden erlöst wurde.

Wir gedenken unserer Eltern in Liebe
Gerhard Höpfner
Ingeborg Knorr
Joachim Höpfner
und Angehörige

Dirlenbach, im Dezember 1962
früher Kischen, Kreis Stallupönen

Nun, lieber Vater, ruh in Frieden.
hab Dank für Sorg und Müh.
Du bist nun von uns geschieden,
doch vergessen wirst Du nie.

Gott der Herr erlöste heute morgen nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden meinen lieben Mann, unseren herzensguten Vater Bruder, Schwager und Onkel

Gustav Kleinhans

im Alter von 59 Jahren. Sein Leben war Liebe und Sorge für die Seinen.

In stiller Trauer
Johanna Kleinhans, geb. Roßlenbroich
Ulrike Kleinhans
Ingrid Kleinhans
und die übrigen Anverwandten

Langenfeld, Rheindorfer Straße 184, den 20. Dezember 1962
früher Klausen, Kreis Lyck, Ostpreußen

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 24. Dezember 1962, um 14 Uhr in der Friedhofskapelle zu Lgf.-Reusrath statt. Anschließend war die Beerdigung von der Friedhofskapelle zum kath. Friedhof Reusrath.

Nach schwerer Krankheit entschlief am 27. November 1962 unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Schwägerin und Tante, Witwe

Pauline Nowitzki

geb. Kowalski

kurz vor Vollendung ihres 76. Lebensjahres.

Sie folgte ihrem am 17. September 1953 verstorbenen Mann

Ludwig Nowitzki

in die Ewigkeit.

In stiller Trauer
Geschwister Nowitzki und Angehörige

4432 Gronau, Bentheimer Straße 60
früher Borchersdorf, Kreis Neidenburg, Ostpreußen

Am Sonntag, dem 9. Dezember 1962, entschlief nach kurzer Krankheit plötzlich und unerwartet unser lieber Onkel

Hermann Kohlmann

In Tiefer Trauer
im Namen aller Angehörigen
Wally Wischnewski

Gelsenkirchen, Schwarzmühlenstraße 45, den 10. Dezember 1962
früher Hagenau, Kreis Mohrungen

Die Beisetzung fand auf dem Friedhof Berlin-Mariendorf, Friedenstraße, statt.

Nach einem Leben voller Liebe und Aufopferung für uns nahm Gott der Herr meinen geliebten, treusorgenden Mann, unseren herzensguten Vater, lieben Bruder und Onkel

Landwirt

Wilhelm Klein

im Alter von 62 Jahren plötzlich und unerwartet zu sich in sein ewiges Reich.

Er folgte seinem geliebten Sohn

Dietrich

der am 1. September 1962 im Alter von 23½ Jahren durch einen tragischen Unglücksfall jäh aus unserer Mitte gerissen wurde.

In tiefer Trauer
Helene Klein, geb. Baltrusch
Wolfgang Klein
Gerd-Rüdiger Klein

Angermund bei Düsseldorf, Pappelweg 5
den 6. Dezember 1962
früher Polepen bei Seerappen, Kreis Fischhausen
und Friedrichsthal, Kreis Wehlau

Durch einen tragischen Unfall wurde heute mein lieber, herzensguter Mann, mein guter Vater und Onkel

Otto Sotzeck

Beamter i. R. und Oberleutnant d. R.
Teilnehmer beider Weltkriege

im Alter von 75 Jahren plötzlich aus unserer Mitte gerissen.

In tiefer Trauer
Hildegard Sotzeck, geb. Drabandt
Martin Sotzeck

Stuttgart, Traubenstraße 9, den 21. Dezember 1962
früher Tapiau, Ostpreußen

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb heute um 7 Uhr meine innigstgeliebte Frau, Schwester, Schwägerin und Tante

Grete Freudenhammer

geb. Pyko

im 59. Lebensjahre.

In tiefem Schmerz
im Namen aller Angehörigen
Friedrich Freudenhammer

2841 Schobrink, den 18. Dezember 1962
früher Kutzen, Kreis Treuburg, Ostpreußen

Die Beisetzung erfolgte am 23. Dezember 1962 auf dem Friedhof in Aschen, Kreis Diepholz.

Am 14. Dezember 1962 verstarb in Redefin, Kreis Hagenow/SBZ, plötzlich und unerwartet mein lieber Vater, Schwiegervater, Bruder und Schwager, der

Viehkaufmann

Otto Wist

im Alter von 59 Jahren.

Er folgte seiner am 25. März 1949 verstorbenen Ehefrau, meiner **lieben Mutter**, Schwiegermutter, Schwester und Schwägerin

der Hebamme

Berta Wist

geb. Grigat

In stiller Trauer
Edeltraut Biegel, geb. Wist
Otto Biegel
und Anverwandte

Mönchengladbach, Lürriper Straße 254
früher Rautenberg, Ragnit, Trakehnen

Frau Eva Mrotzek

geb. Borris

geb. 2. 2. 1871 gest. 7. 12. 1962
Korbussen über Gera (Thür)
früher Herzogskirchen, Kreis Treuburg

Im Namen der Hinterbliebenen
Paul Mrotzek mit Frau
Unterpfaffenhofen bei München
Kreuzlinger Straße 24

Heute entschlief nach langer, schwerer, mit Geduld ertragener Krankheit meine liebe Schwester, meine herzensgute Schwiegermutter, unsere treusorgende Omi

Elise Steckmann

geb. Glage

im Alter von 77 Jahren.

In tiefer Trauer
im Namen aller Hinterbliebenen
Charlotte Schulz, geb. Glage

Rendsburg, Gravensteiner Weg 1, den 8. Dezember 1962
früher Königsberg Pr.

Heute nachmittag entschlief unerwartet nach kurzer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Schwester und Tante, Frau

Frieda Scharnowsky

geb. Scharnowsky

im 75. Lebensjahre.

In tiefer Trauer
im Namen aller Angehörigen
Frau Gerda Haarbrücker

4 Düsseldorf, 1. Dezember 1962
Mulvanystraße 42

früher Königsberg Pr.
Kurfürstendamm 18

Die Trauerfeier fand am Mittwoch, dem 5. Dezember 1962, um 14.15 Uhr in der Kapelle des Stoffeler Friedhofes statt.

Nach kurzem, schwerem Krankenlager starb, für uns noch gar nicht faßbar, am 3. Adventssonntag unsere geliebte Mutter, Schwiegermutter und herzensgute Omi, Frau

Helene Schartner

geb. Lanke

im 72. Lebensjahre.

In stiller Trauer
ihre Töchter
Gertraud Buttler
geb. Schartner, **und Familie**
Bochum, Dibergstraße 52
Margarete Rüder
geb. Schartner, **und Familie**
Minden, Dombrede 8

früher Gumbinnen, Insterburg Ostpreußen

Die Beerdigung fand am 21. Dezember 1962 in Hohenlockstedt (Holst) statt.